Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


BÜCHER VON
SAMMLUNG



Zu der Erzählung „Das Fest der Manen“ von Hanns Wohlbold. (S. 14)
Originalzeichnung von Rolf Winkler.

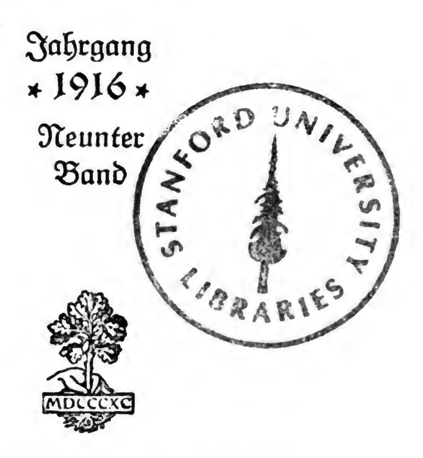
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Originalbeiträgen von hervorragenden Schriftstellern und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang

* 1916 *

Neunter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart · Berlin · Leipzig · Wien

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Das Fest der Manen
Skizze von Hanns Wohlbold. Mit Bildern von Rolf Winkler 5

Das höchste Ziel
Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung) . 16

Zugvögel auf der Wanderschaft
Von A. Wesemüller. Mit 7 Bildern . . . 81

Sein Vermächtnis
Skizze von Carla Eden (C. v. Ende) . . . 105

Von Narren, Zwergen und wunderlichen Käuzen
Von Hugo Holm. Mit 11 Bildern . . . 115

Von allerlei seltsamen Expeditionen im 20. Jahrhundert
Von Friedrich Otto 145

Die Brillantnadel
Erzählung aus Kentucky. Von Alfred Manns 153

Unterirdische Ströme
Von Dr. J. Wiese 175

Der Weltkrieg. Zwanzigstes Kapitel
Mit 15 Bildern 187

Mannigfaltiges
Gesundbeten und Totbeten 211
Das Land der Borger 214
Viktor Hugo als Versehändler 215
Ungarische Sinnsprüche 216
In der Geldfabrik. Mit 4 Bildern 217
Für zwei Menschen paßt selten dasselbe Maß . 225

	Seite
Hexen im Kriegsdienst	226
Die Schneider von Pensa	226
Die Körpergröße des deutschen Soldaten	229
Vergessene Inseln	231
Das Berufsgedächtnis	234
In Erntenot	234
Was die Italiener nicht haben	239
Wirklich gute Aprilscherze	239



Das Fest der Manen

Skizze von Hanns Wohlbold

Mit Bildern von Rolf Winkler

Nach der Einnahme von Tsingtau wurde Oberleutnant Graf Rüdiger v. Sellon mit anderen deutschen Gefangenen nach Japan gebracht. Längere Zeit lebte er in einem Lager in der Nähe von Tokio, dann aber erwies es sich als notwendig, den Grafen in die Berge zu bringen.

Gleich bei Beginn der Belagerung war er von einem Granatsplitter schwer am Ellbogen des linken Armes verletzt worden; die Ärzte rieten ihm dringend, sich zu schonen, er gönnte sich aber nicht die nötige Ruhe und stand schon nach Tagen — den unbrauchbaren Arm in der Schlinge — im Frontdienst. Die Wunde heilte schlecht, und der Arm blieb steif. Die schweren Kämpfe, die es zu bestehen galt, und das Bewußtsein der unabwendbaren Niederlage verschlimmerten auch seinen seelischen Zustand so sehr, daß er nach der Gefangennahme außergewöhnlich tief herabgestimmt war; trotz sorgfältigster Pflege ging es nur sehr langsam mit ihm vorwärts. Da lud ihn der Samurai Akira zur Erholung auf sein Landgut, das in den Bergen lag. Der Samurai gehörte zu den ersten Familien des Landes und erreichte ohne Schwierigkeit, daß man ihm den Gefangenen anvertraute. Ungern entschloß sich der Graf, die Kameraden zu verlassen, doch gab er dem Drängen seines Gastfreundes endlich nach und reiste mit seinem Diener nach dem Gut, wo man ihn mit allen Förmlichkeiten empfing, welche die altjapanische Sitte dem Gast gegenüber vorschreibt.

Samurai Akira gehörte zu jenen Japanern, die den Überfall auf die deutsche Kolonie als wenig ehrenvoll empfanden. Schon im Gefangenenlager, das er oft

besuchte, wo er den Grafen Sellon kennen gelernt hatte, verbarg er diese Gesinnung nicht. Jetzt sprach er rückhaltlos darüber.

Akira war klein, hager und trotz des Asiatengesichtes nicht eigentlich häßlich. Seltsam mischten sich in seinem Wesen die alte und die neue Zeit. In seiner Jugend war er in Europa gewesen; längere Zeit brachte er auch in Deutschland zu, dessen Sprache ihm noch geläufig war. Als Gelehrter lebte er ganz in der Vergangenheit. Der große Schmerz seines Lebens war, daß Japan seine alte Kultur wie Plunder wegzuwerfen trachtete, um als Affe Englands veräußerlichte Formen europäischen Wesens dafür anzunehmen, die auf das Leben und Handeln des Volkes nur verderblich wirken konnten. In altväterischer Weise lebte der Greis auf seinen großen Gütern unter Menschen, die er vor den westlichen Einflüssen streng zu bewahren suchte. Verstreut oder zu kleinen Dörfern gesellt, lagen die einfachen, strohgedeckten Hütten in einer lieblichen hügeligen Landschaft, die von dem ragenden Schneehaupt des Fushijama beherrscht wurde. Kühn geschwungene Holzbrücken, die aus der Ferne wie zierliches Flechtwerk erschienen, spannten sich über schmale, fischreiche Bäche, deren kristallklares Wasser über bunte Kiesel plätscherte. Der eigentümlich klagende Ruf der wilden Tauben, der Yamabato, erfüllte die Wälder, der Uguisu, dessen Körper nach japanischem Glauben nie der Totenstarre verfällt, sang die „Sutra des Lotos" auf den Feldern. Kleine Pagoden, um die süßer Weihrauchduft wie eine Wolke lag, schmiegten sich zwischen Zedern- und Bambushaine, die frische, reine Bergluft unter dem zartblauen Himmel ließ die weiteste Ferne noch klar erscheinen.

Gleich einem Träumenden lebte der Graf in dieser

märchenhaften Umgebung, und mählich begannen die Schatten von seiner Seele zu weichen. Er konnte sich wieder über die Schönheit der Natur freuen; bisweilen lächelte er, und zuletzt war es nur noch ein einziger tiefer Schmerz, der nicht von ihm wich.

Sein bester Freund, Hauptmann v. Lanessan, war ihm bei einem Ausfall, wo sie, wie immer, Seite an Seite kämpften, plötzlich aus den Augen entschwunden, und niemand konnte sagen, was aus ihm geworden war. Er lebte wohl nicht mehr; Graf v. Sellon aber grübelte Tag und Nacht, wie er über sein Schicksal Gewißheit erlangen konnte. Daß er den Soldatentod, wie so viele Tapfere, gestorben war, erschien ihm nicht als das schlimmste. Wissen wollte er nur, wo der Kamerad zum letzten Schlaf gebettet lag, einmal noch wollte er sein Grab sehen und sorgen, daß es würdig gehalten wurde. Die Gedanken darüber verließen ihn fast zu keiner Stunde, die er allein verlebte. In schlaflosen Nächten ging sein Denken immer die gleichen Wege. Oft, wenn er sich mit dem alten Samurai in den kühlen Abendstunden im Garten erging, sprach er darüber, und immer wieder sah er das rätselhafte Lächeln die Lippen des Japaners umspielen, der ihn jedesmal freundlich beruhigte und versprach, ihm Gewißheit zu verschaffen, wenn die Zeit gekommen sei. Wann das geschehen sollte und wie er es zu ermöglichen gedachte, darüber sprach er sich niemals aus. Eines Morgens aber trat er zu seinem Gast, der eben beim Frühstück saß, ins Zimmer und sagte: „Heute abend werden Sie über das Schicksal Ihres Freundes Gewißheit erlangen, erwarten Sie mich kurz nach der Dämmerung vor dem Hause."

Graf Sellon verbrachte den endlos lang währenden

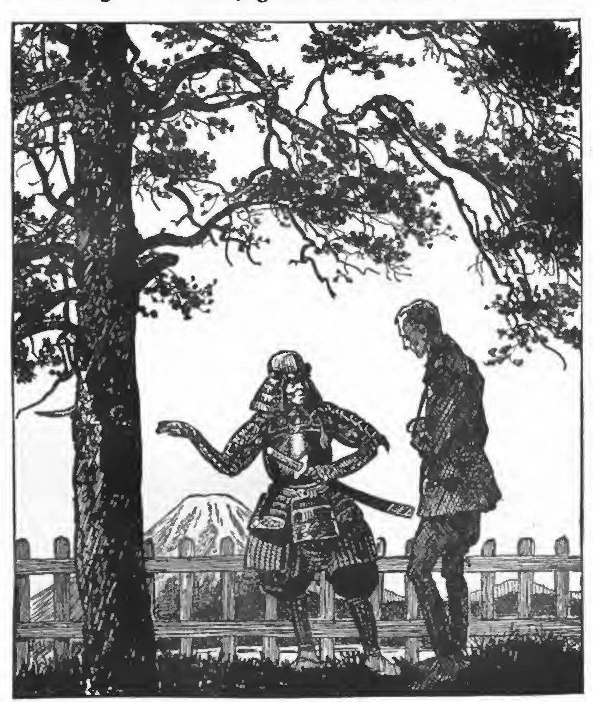
Tag in Unruhe und tiefer seelischer Erregung. Jedes Geräusch erschreckte ihn, alle Sinne waren unnatürlich überreizt, er glaubte oft Dinge zu sehen oder zu hören, die sich nachprüfender Ruhe als Blendwerk erwiesen. Die Stunden schlichen qualvoll hin.

Gegen Abend lag er in einem bequemen Stuhl vor dem Hause und wartete auf den Samurai. Es war zur Zeit der Kirschblüte. Die Sonne versank hinter den Bergen, kalt stieg der Mond auf; am graublauen Himmel flimmerten die ersten Sterne. Vom Hause, das auf einer Anhöhe lag, sah man über den prächtigen Garten Akiras in ein weites, fruchtbares Tal, das von blühenden Bäumen erfüllt war. Nacheinander glänzten aus unzähligen Hütten, die sich an den Talhängen emporzogen, die Lichter auf, gleich Hunderten von gelben Augen schauten sie aus dem Dämmer der Felder und Wiesen; langsam füllte sich das Tal mit Menschen. Alle trugen sie bunte Papierlaternen; zu zweien und dreien gingen sie, immer mehr kamen von allen Wegen und schlossen sich zu einem großen Zuge, der talaufwärts wanderte, dorthin, wo dunkle Fichtenwälder die Höhen säumten. Graf Rüdiger v. Sellon verlor sich an den fremdartigen Zauber, sodaß er des Samurai Kommen überhörte, der halblaut sagte: „Es ist das Fest der Manen."

Der Alte war seltsam anzusehen. Er trug das Ritterkleid des Samurai, das man vor Jahrhunderten trug, die Rüstung, den schweren Helm und das große Schwert an der Seite. Der Stahlpanzer gleißte im Mondlicht.

„Wir feiern das Fest der Manen," sagte der Greis. „Die Toten wollen nichts von den Lebenden wissen. Sie haben ihre eigenen Freuden und Sorgen. Nur an einem Tag des Jahres gesellen sie sich zu uns. Wir ziehen hinaus und legen Blumen auf die Gräber; sie

aber kehren mit uns heim und bleiben bei uns die ganze Nacht. Wir bieten ihnen Speise und Trank, und ehe der Morgen dämmert, geleiten wir sie wieder hinaus.



Niemand kann sie sehen, wir aber wissen, daß sie um uns sind zum Fest der Manen."

Er schwieg. Diener kamen aus dem Hause, alle in der seltsamen Kriegertracht Alt-Japans. Einige führten gesattelte gepanzerte Pferde. Eines wurde herangebracht, und der Samurai ergriff die Zügel.

„Geht voraus," sagte der Alte; schweigend gehorchte man. „Wer das Mittel kennt," fuhr Akira fort, „kann die Toten sichtbar machen. Kommen Sie."

Der Graf erhob sich zögernd. Etwas in ihm sträubte sich gegen die Komödie, für die er das Ganze hielt; fast widerwillig folgte er dem Samurai in die Stube. Lichter brannten; auf der dunklen Ebenholzplatte eines kleinen Tisches stand eine große Silberschale, mit Weihrauch und trockenen Kräutern bis zum Rand gefüllt. Akira gebot dem Gast, das Räucherwerk zu entzünden und die Lichter zu verlöschen.

„Schweigen Sie," flüsterte er dem Offizier zu.

Der Samurai ging. Graf Sellon trat ans offene Fenster. Tiefe Nacht lag draußen; der Mond stand hoch. Fern über dem Tal schwebten die bunten Papierlaternen der nächtlichen Wanderer hoch am Hang. Der Samurai stieg in den Bügel und schwang sich in den Sattel. Sein Harnisch klirrte, der Kies knirschte unter den Pferdehufen. Der Eisenreiter trabte durch den monddurchhellten Garten. Graf Sellon war allein.

Er schloß das Fenster und sah um sich. Der kleine Raum mit den sieben alten japanischen Götterfiguren, den sieben „großen Göttern", dämmerte im stillen rötlichen Kerzenlicht, der matte Schein spielte auf den bemalten Lackschränken, belebte die verzerrten Masken im zitternden Widerschein der Flammen, der große goldene Buddha im geschnitzten Hausaltar schimmerte in rötlichem Glanz aus der tiefen Nische. Den Offizier übermannten fremdartige Empfindungen, verworrene Vorstellungen beunruhigten ihn. Er war allein; in dem totenstillen Haus war er zur Stunde der einzige Mensch. Alle waren sie mit Lampen unterwegs zu den Manen, zu den Gräbern der Toten. Er trat ans Fenster und sah,

wie sich drüben am Hang die fernen wandelnden Lichter mit dem Glanz der Sterne mischten; nur der Wald lag als trennender Streifen dazwischen.

Ferne Kindererinnerungen an Allerseelen erwachten. Rüdiger v. Sellon hatte sich in den letzten Tagen mit seinem Diener gelegentlich über Bräuche in der Heimat unterhalten, die ihm selber unbekannt waren. Seltsam war es, daß man auch dort Lichter auf die Gräber steckte und entzündete. Am Vorabend des Festes versammelte man sich am Familientisch, erzählte Züge aus dem Leben der Verstorbenen und betete für ihr Seelenheil. Und in die Kirche brachte man für jeden der verstorbenen Verwandten eine Kerze, brannte sie an und betete. Der Diener sagte ihm auch, daß man für die Seelen Gebäck, Speisen und Milch auf den Herd stellte. Man erwartete also dort ebenso die Geister der Abgeschiedenen im Hause, ja man heizte für diese Nacht ein besonderes Stübchen für sie und stellte auch da Speisen und Getränke auf. Man streute Asche, um zu sehen, ob sie gekommen seien oder das Haus mieden. Auch in der Kirche erwartete man sie, dort erschienen sie, um Gottesdienst zu halten. Besonders Begnadete oder Unglückliche unter den Lebenden seien manchmal zur Seelenstunde in der Kirche gewesen und sahen dort sich selbst oder noch lebende Ortsgenossen, die noch im gleichen Jahr sterben mußten.

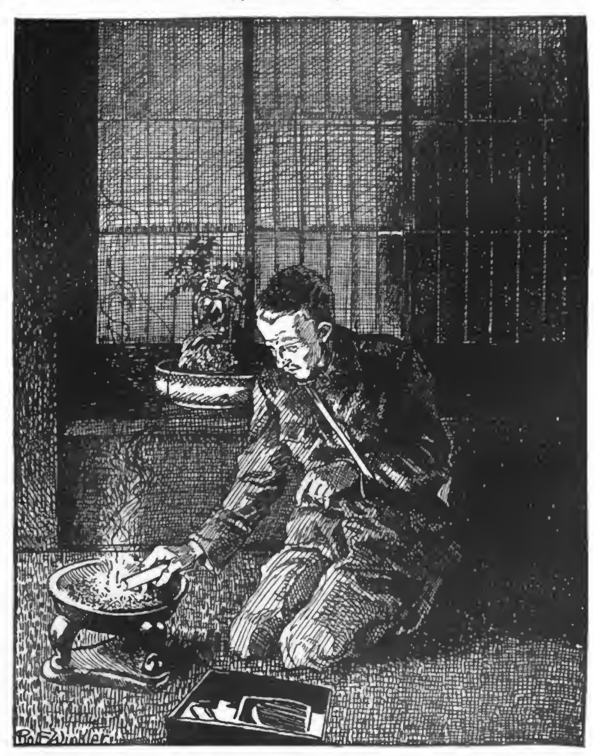
Lange sinnierte der Offizier über die innere Gleichartigkeit solcher Bräuche und Glaubensdinge und über die Unmöglichkeit solcher Erscheinungen, die, wenn sie jemals als geschehen berichtet wurden, doch nichts anderes sein konnten als Täuschungen der erregten Sinne.

Es konnte Stunden währen, bis der alte Samurai von den Gräbern zurückkam. Er entnahm seiner Brust-

tasche die Karte von Tsingtau und versuchte, wie schon so oft, sich über die Stelle klar zu werden, wo er von dem Granatsplitter getroffen worden war; er suchte sich des Augenblicks zu erinnern, wo er den Freund zum letztenmal gesehen, grübelte darüber, ob er gleichzeitig mit ihm von den splitternden Granatstücken getroffen worden, ob er erst später gefallen war. Ihn traf das Geschoßstück in der Nähe eines stürzenden Turmes, den ein schwerer Volltreffer zerstörte; dort, fast unmittelbar vor dem Befestigungsstück, war es, wo er den Freund noch sah, ehe er selbst getroffen zu Boden fiel. An vielen Stellen der Karte waren von der Hand v. Sellons Markierungen mit Bleistift eingetragen; in diesem Augenblick wunderte er sich, daß die Stelle beim Turm keinerlei Zeichen trug. Nachdenklich legte er die Karte auf das Tischchen, das die Platte mit dem Räucherwerk und den Lichtern trug.

Er ging zum Fenster und beobachtete, daß in den Bewegungen der Lichter eine rückflutende Strömung bestand. Offenbar kehrten kleinere und größere Gruppen zu ihren Wohnungen zurück. Vielleicht war auch der Samurai mit seiner Dienerschaft schon unterwegs. Den liebenswürdigen gastfreundlichen Alten durfte er nicht verletzen. Er erinnerte sich seines Gebotes, das Räucherwerk zu entzünden und die Lichter zu löschen. Mit ungläubigem Lächeln und zögernder Hand, im Innersten unbewegt und zum voraus teilnahmlos gestimmt für alles Kommende, griff er nach einer der Kerzen und neigte ihre Flamme über die Kräuter der Silberschale, die unmittelbar darauf leise zu knistern begannen. Flüchtige Erinnerungen an Schaustellungen von Zauberern und Magiern tauchten auf, er lächelte über sein Tun und löschte ein Licht nach dem andern.

Aus der langsam sich breitenden Glut im Becken stieg eine bläuliche Flamme, züngelte, von einer schwelenden Rauchwolke umspielt, auf und erleuchtete matt



das fast völlig finstere Zimmer. Er setzte sich vor das Tischchen und starrte gedankenverloren in die langsam wuchernde Glut. Anfangs fühlte er kaum das Atembeengende der schweren, süßlichen, sinnbetäubenden Ge-

rüche. Aber bald merkte er, wie er ihren einschläfernden Wirkungen willenlos unterlag. Er ermattete mehr und mehr und mühte sich vergeblich, gegen den Schlaf anzukämpfen; schwere, aber wohlige Müdigkeit ließ ihm alle Glieder erschlaffen. Noch hielt er die Augen offen, die, an die Dunkelheit gewöhnt, mehr im Raum wahrnahmen als in jenem Augenblick, da die Lichter erloschen waren. Zuletzt verschwamm die Gestalt des goldenen Buddha, der noch schwach aus der dunkeln Nische blinkte; gleichmäßig tief atmend schlief er ein, die Stirn auf die Platte des Tischchens gesenkt, auf dem die Karte von Tsingtau lag.

Was war geschehen? — An der Stelle des Buddhabildwerks gewann langsam eine Erscheinung Form. Aus einer zartgrauen Wolke, die sich zusehends rasch verdichtete, löste sich eine Gestalt, wurde klar bis zur Greifbarkeit*). Noch im Schlaf war sich Rüdiger v. Sellon der Täuschung gewiß; wie so oft im Traum stand die eigene Person noch als klarer Beobachter über dem Blendwerk der Sinne. Das alles träume ich nur, dachte er. Es ist nichts als die Wirkung der betäubenden Kräuter, die in der Schale schwelten: Haschisch, vielleicht auch Opium und Gott mochte wissen welche Dinge noch. Aber doch war das, was er sah, so der Wirklichkeit gleich, daß er tief erschrak. So erinnerte er sich nicht, jemals geträumt zu haben; Lanessan stand, deutlich in jedem Zuge, kaum fünf Schritte von ihm an der Wand. Daß die Erscheinung den Mund öffnete und sprach, überraschte ihn nicht mehr. Klar und deutlich hörte er die einzelnen Worte. „Ich fiel am Turm und bin unter seinen Trümmern begraben.“

*) Siehe das Titelbild.

Der Oberleutnant raffte sich auf. Die Glut in der Schale war am Verglimmen, schwerer, lästiger Qualm füllte den Raum. Er griff unwillkürlich mit beiden Händen an die Schläfen, wo er stechenden Schmerz fühlte. Er riß das Fenster auf und atmete tief die frische Nachtluft ein.

Wie vorher stand der helle Mond am wolkenlosen, sternübersäten Himmel. Jenseits des Tales schwebten die Papierlaternen langsam von der waldigen Höhe herab; die japanischen Bauern kehrten vom Fest der Manen heim. Verdrossen wandte der Offizier sich ab. „Narrenpossen!" murmelte er und zündete die Lichter an. Sein Blick fiel auf die Karte neben der Schale. Er stutzte. Dicht neben dem Tor, durch das sie beim letzten Ausfall vorgestürmt waren, war ein kleines Kreuz mit Bleistift in die Karte gezeichnet.

Er konnte sich durch keine Mühe des Nachdenkens entsinnen, ob er es nicht vor dem Einschlafen selbst eingetragen hatte. Neben der Karte lag der Stift, den er sonst in der Tasche trug. Ob er ihn herausgenommen, war ihm nicht weniger dunkel als die Herkunft des Kreuzes auf der Karte.

Der alte Samurai kehrte bald darauf zurück und war überzeugt, daß der Geist des Verstorbenen gekommen war, um den Ort, wo er lag, zu verkünden. Vor seiner tiefen Gläubigkeit verstummten alle Bedenken des jungen Offiziers. Im Innersten ungläubig, hörte er kaum mehr auf die Erzählungen ähnlicher Wunder.

Als man an den Wiederaufbau der Befestigungsteile ging, fand es sich, daß der Freund dort verschüttet lag, wo in der Karte das Zeichen am Turm stand.

Das höchste Ziel

Roman von Reinhold Ortmann

(Fortsetzung)

Herr Doktor, Herr Doktor Reinhard! So hören Sie doch!"

Es war zwei Tage nach dem Eintreffen von Reta Martinys Postkarte, als dieser Zuruf ihrer hellen Stimme Reinhard Volcker erreichte.

Er kam eben aus dem Steinsdorffschen Geschäftshause und schlenderte gedankenverloren über die Straße; denn für die Fahrt nach dem Friedhof, wo in einer Stunde das Begräbnis des alten Wolter stattfinden sollte, war es noch zu früh. Und seine ursprüngliche Absicht, Marianne zu dieser traurigen Fahrt abzuholen, hatte er wieder aufgegeben, weil ihm die Befürchtung gekommen war, sie könnte es als eine lästige Aufdringlichkeit empfinden.

Nun hatte ihn der unerwartete Anruf aus seinen Zukunftsträumereien aufgeschreckt, und er trat an den Schlag der geschlossenen Autodroschke, die ihn eben überholt hatte und die jetzt zwanzig Schritte vor ihm hielt. Das weit herausgestreckte reizende Köpfchen der Tänzerin lächelte ihm entgegen.

„Guten Tag! Guten Tag! Also haben Sie sich doch einmal erwischen lassen. Wie ich mich darüber freue!" Sie nahm seine dargebotene Hand und ließ sie nicht sogleich wieder los. „Verdient haben Sie es ja nicht, daß ich nett mit Ihnen bin, Herr Doktor. Mich so aufsitzen zu lassen! Haben Sie denn meine Postkarte nicht bekommen?"

„Doch, Fräulein Martiny. Und ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Aber ich konnte Ihrer freundlichen Aufforderung nicht Folge leisten. Ein Todesfall, der

mir nahe geht, machte mir den Besuch einer Vergnügungsstätte unmöglich."

„Ach, wie schade! Sie hätten gewiß Ihre Freude daran gehabt, wie sehr ich dem Publikum jetzt gefalle. Ihre schöne Kritik hat gewiß auch dazu beigetragen. Das meiste freilich haben wohl die kleinen Notizen getan, die Doktor Gresser durch seine Verbindungen in die großen Zeitungen zu schmuggeln gewußt hat. Mein Vertrag ist gestern um einen halben Monat verlängert worden. Und Onkel Julius hat daraufhin schon einen ganzen Berg neuer Anerbietungen bekommen."

Volckers Miene hatte sich verfinstert, als sie den Namen des Doktor Gresser nannte. Beinahe unhöflich zog er seine Hand zurück. „Man darf Ihnen also gratulieren."

„Jawohl. Aber warum machen Sie denn ein so böses Gesicht dazu, anstatt sich zu freuen, daß ich noch vierzehn Tage länger hier bleibe? Habe ich Ihnen vielleicht etwas zuleide getan, ohne es zu wissen?"

„Durchaus nicht. Ich nehme den aufrichtigsten Anteil an Ihrem Erfolg."

„Das will ich hoffen. Aber Sie haben etwas gegen mich, das sehe ich Ihnen an den Augen ab. Und ich muß wissen, was es ist. Wenn ich Zeit hätte, würde ich aussteigen und Sie nicht früher freigeben, als bis ich es erfahren hätte. Doch es geht leider nicht; denn ich muß zur Anprobe meines neuen Bühnenkostüms für den indischen Schlangentanz, den ich jetzt studiere. Aber wissen Sie was, Herr Reinhard, steigen Sie ein und fahren Sie ein Stückchen mit mir. Im Wagen können wir noch besser plaudern, und ich lasse die Droschke einen kleinen Umweg machen. Hallo, Fahrer, erst ein Stück durch den Tiergarten, in einer halben Stunde zum Markgrafenplatz!"

Ihre flinke Hand hatte die Wagentür geöffnet, und Volcker meinte, daß ihm damit die Möglichkeit einer Ablehnung abgeschnitten sei — einer Ablehnung, zu der er wahrscheinlich auch ohne ihr entschlossenes Vorgehen nicht das Herz gehabt hätte.

Reta schien über den gelungenen Handstreich sehr vergnügt. „Nun habe ich Sie mir glücklich einmal eingefangen," sagte sie, als er neben ihr auf dem weichen Lederpolster saß. „Und nun sollen Sie mir alle Ihre Sünden bekennen. Oder die meinigen, falls ich daran schuld sein sollte, daß Sie so schlechter Laune sind."

„Aber ich bin gar nicht schlechter Laune. Und wie käme ich dazu, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten?"

„Wenn ich welche begangen hätte, dürften Sie es schon tun. Aber mein Gewissen ist ganz rein. Wenigstens in bezug auf Sie. Ich habe immer in großer Dankbarkeit an Sie gedacht und habe mich jeden Tag von neuem darauf gefreut, daß ich Sie abends im Theater sehen würde. Wahrhaftig — ob Sie es mir glauben oder nicht — ich war immer sehr betrübt, wenn ich mich im Zuschauerraum vergebens nach Ihnen umsah."

„Sollten Sie mich in der Tat vermißt haben, Fräulein Martiny? Hat Ihnen die Freundschaft des Herrn Doktor Gresser nicht überreichen Ersatz für meine unbedeutende Persönlichkeit geboten?"

Er ärgerte sich über sich selbst. Aber es war nun einmal heraus. Und er mußte es geschehen lassen, daß sie sich's auf ihre Weise deutete. Erst sah sie ihn ganz verwundert an, dann lachte sie hell auf. „Ist es am Ende gar das, weshalb Sie mir bös sind? Das wäre zu drollig. Sie werden doch nicht eifersüchtig auf den Doktor Gresser sein? Auf den!"

„Nein, ich bin nicht eifersüchtig auf ihn. Ich be-

daure nur von ganzem Herzen, daß er sich in Ihren Weg gedrängt hat."

„Ja, warum denn? Er ist mir doch sehr nützlich gewesen. Und er meint es aufrichtig gut mit mir, wenn er auch in seinen Reden mitunter gar nicht sehr zartfühlend ist. Onkel Julius sagt, ich hätte ihm schon sehr viel zu verdanken."

„Und Ihr Onkel hat gar nicht darüber nachgedacht, welchen Beweggründen diese plötzlich erwachte Liebenswürdigkeit entspringen mag?"

„Ach, ich glaube, das ist ihm ziemlich gleich. Er denkt immer bloß an das Geschäft, und das ist für mich ja auch sehr gut. Übrigens begreife ich gar nicht, weshalb Sie so gegen den Doktor Gresser eingenommen sind. Auf Gegenseitigkeit beruht das jedenfalls nicht; denn er spricht immer nett von Ihnen, und er meint, daß Sie es sehr weit bringen könnten, wenn Sie sich etwas mehr Lebensklugheit aneigneten. Ich habe mich darüber ganz besonders gefreut; er hat sonst eine so böse und scharfe Zunge."

„Das ist Ihnen also doch aufgefallen? Kommen Sie denn sehr häufig mit ihm zusammen?"

„Fast jeden Abend," gestand sie ohne Zögern. „Die Kollegen ziehen mich schon mit ihm auf. Aber das ist nur Neid, weil er sie alle sehr von oben herunter behandelt und weil sie sich gewaltig vor seinen ironischen Bemerkungen fürchten."

„Sie aber fürchten sich nicht vor ihm, wie es scheint?"

„Nun, wie man's nehmen will. Zuweilen schon. Er ist so unheimlich klug. Manchmal hat man das Gefühl, daß er einem bis ins innerste Herz sehen und die geheimsten Gedanken lesen könnte. Aber dann kann er auch wieder sehr lieb sein — fast wie ein Vater. In

solchen Augenblicken könnte ich ihm alles anvertrauen."

„Wovor ich Sie doch recht eindringlich warnen möchte, Fräulein Martiny! Er dürfte so ziemlich der gefährlichste Beichtvater sein, den Sie sich wählen könnten."

„Wohl möglich!" sagte sie lachend. „Ich habe auch bis jetzt der Versuchung noch immer widerstanden und im übrigen gar nichts zu beichten. Oder glauben Sie mir das nicht, Herr Reinhard?"

„Ja, ich glaube es Ihnen. Und ich hoffe, daß ich mir da sehr überflüssige Sorgen mache."

„Wegen des Doktor Gresser — meinen Sie? Ja, das ist wirklich überflüssig. Er macht sich aus mir im Grunde ebensowenig, wie ich mir aus ihm mache. Eigentlich hat er ja einen Abscheu vor allen Frauen. Und nach den Erfahrungen, die er mit ihnen gemacht haben muß, ist das auch weiter kein Wunder."

„Wie seltsam solche Worte aus Ihrem Munde klingen. Ich möchte wohl wissen, was Sie sich eigentlich dabei denken."

„Gar nichts denke ich mir dabei. Ich wiederhole nur, was der Doktor Gresser selbst oft genug sagt. Er behauptet, die Frauen hätten ihn ein großes Vermögen gekostet. Und ich bin sicher, daß er nicht lügt."

„Solche Dinge also sind es, über die er mit Ihnen spricht?"

„Nun, das ist doch ganz unterhaltend. In vielem kann man schon von ihm lernen. Und er tut mir mitunter so leid; in jungen Jahren muß er ja ein geradezu fürstliches Leben geführt haben, und jetzt geht es ihm, wie ich glaube, recht schlecht. Er leidet nicht, daß mein Onkel bezahlt, wenn wir zusammen zu Abend speisen,

aber wir haben zufällig erfahren, daß er dem Kellner bis jetzt noch immer die Zeche schuldig geblieben ist. Das ist doch schrecklich, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht, ob es schrecklich ist. Aber ich wundere mich, daß Sie trotzdem —"

„Das ist des Onkels Sache. Darum habe ich mich nicht zu kümmern. Übrigens — wissen Sie auch, daß der Doktor möglicherweise heute oder morgen wieder sehr reich werden wird?"

„Nein. Seine persönlichen Verhältnisse sind mir vollständig fremd. Wie meine Bekanntschaft mit ihm überhaupt sehr oberflächlich ist."

Reta war sichtlich froh, etwas Neues erzählen zu können; mit einer gewissen Wichtigkeit sagte sie: „Er ist nämlich aus sehr gutem Hause. Sein Vater war Millionär, denken Sie: ein Millionär! Und der Doktor hat noch einen einzigen Bruder. Mit seinem Erbteil ist er, wie er sagt, in kaum drei Jahren fertig geworden. Er muß entsetzlich leichtsinnig gewirtschaftet haben, gelt? Und mit seinem Bruder hat er sich gänzlich überworfen. Aber der ist unverheiratet geblieben. Und wenn er stirbt, erbt Doktor Gresser wahrscheinlich die ganze Geschichte. Ich möchte es ihm wünschen. Jetzt würde er die Hunderttausende wahrscheinlich besser zusammenhalten als das erste Mal."

„Vielleicht. Aber ich meine, wir hätten uns nun hinlänglich mit der Person des Herrn Doktor Gresser beschäftigt."

„Sie haben doch von ihm angefangen. Ich hätte es gewiß nicht getan; denn ich bin natürlich auch der Meinung, daß wir von was Gescheiterem plaudern könnten. Zumal wir so wenig Zeit haben."

Volcker sah auf seine Uhr. „In der Tat, Fräulein

Martiny, ich werde mich von Ihnen verabschieden müssen; ich will einer Beerdigung beiwohnen, und der Weg zum Friedhof ist weit."

„Ach, das ist der Todesfall, von dem Sie vorhin sprachen. Doch nicht jemand aus Ihrer Familie?"

„Nein. Ein alter Mann, den ich erst vor kurzem kennen gelernt habe."

„So? Nun, das ist wenigstens nicht gar so schlimm. Es trifft sich dumm, daß wir gerade jetzt beide keine Zeit haben müssen. Wollen Sie denn wirklich gar nicht wieder ins Theater kommen?"

„Ich fürchte, daß es mir unmöglich sein wird. Und jetzt —"

Er wollte nach dem Gummiball greifen, der dem Fahrer das Zeichen zum Halten übermittelt, aber Reta legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Warten Sie doch! Wir werden in einigen Minuten am Markgrafenplatz sein. Und dann können Sie ja, wenn Sie wollen, das Auto gleich zur Weiterfahrt behalten. Warum wollen Sie nicht ins Theater kommen? Daß es deshalb wäre, weil der alte Mann gestorben ist, das ist doch bloß eine Ausrede. Wahrscheinlich haben Sie eine Braut, die es Ihnen nicht erlaubt."

„Ich habe keine Braut, Fräulein Martiny."

„Wahrhaftig nicht? Auf Ehre?"

„Das einfache Nein sollte Ihnen eigentlich genügen."

„Ja, ich weiß, daß Sie nicht lügen. Aber dann ist es doppelt unrecht, daß Sie mir die Freude nicht machen wollen. Wir haben uns doch an dem Abend meines ersten Auftretens im Alhambra so gut unterhalten. Und es wäre mir viel lieber, wenn wir mit Ihnen zu Abend speisen dürften als mit dem Doktor Gresser."

„Das sagen Sie doch wohl nur, um mich etwas Angenehmes hören zu lassen?"

„Pfui, wie garstig! Sie sind überhaupt gar nicht mehr so lieb wie an jenem Abend. Da redete ich mir in allem Ernst ein, daß Sie ein bißchen Freundschaft für mich hätten, und ich war so froh darüber. Noch in der Nacht habe ich Ihren Aufsatz über die Mietwohnungen und die Heimstätten gelesen und habe mir Mühe gegeben, ihn zu verstehen, nur weil er von Ihnen war."

„Taten Sie das? Es war sehr freundlich von Ihnen, Fräulein Reta."

„Wie hübsch, daß Sie mich endlich einmal bei meinem Vornamen nennen! Haben Sie denn gar nicht gemerkt, daß ich es immerfort tue?"

Sie lächelte ihm zu. Und er nahm die kleine Hand, die sie auf seinem Arm hatte liegen lassen, und führte sie in heiß aufwallendem Glücksgefühl an seine Lippen. „Liebes Fräulein Reta!"

„Und wie ich dann gar am nächsten Abend die Besprechung lesen durfte, die Sie über mich geschrieben haben, da war ich vor Freude wirklich ganz aus dem Häuschen. Etwas so Schönes hätte ich mir niemals träumen lassen. Ich habe mich in meiner Garderobe vor den Spiegel gestellt und habe immer wieder gefragt: Ja, bist du das denn wirklich, du dumme kleine Reta, von der der allerklügste Mann so wundersüße Sachen sagt? Ordentlich geschämt habe ich mich. Und so nett wollte ich mit Ihnen sein, wenn ich Sie wiedersähe! Sie aber sind mit einem Male stolz geworden; wahrscheinlich hat es Ihnen nachträglich leid getan, daß Sie sich so weit zu einer unbedeutenden kleinen Tänzerin herabgelassen hatten. Und ich finde das ja schließlich auch ganz begreiflich."

Es war ihm siedend heiß geworden, während sie so zu ihm sprach, halb schmeichelnd und halb schmollend wie ein gekränktes Kind. Und wie sie ihm jetzt das bisher halb abgewandte Gesichtchen zukehrte, da war es um den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung geschehen, und er hielt die weiche, geschmeidige, lebenswarme Gestalt in seinen Armen. „Reta! Meine liebe, liebe Reta! Du mein süßes, herziges Mädchen!"

Sie bog rasch den Kopf zur Seite, damit ihr Riesenhut und ihre Stirnlöckchen keinen Schaden nähmen, während sie ihm willig ihre roten, seidenzarten Kinderlippen überließ.

„Du Böser!" hauchte sie zwischen zwei langen Küssen. „Warum ließest du mich so lange warten?"

Aber er konnte ihr nicht mehr antworten; denn mit einem kleinen Ruck kam das Auto zum Stehen. Und behend hatte Reta sich in demselben Augenblick seinem Arm entwunden.

„Um Gottes willen, man kann hereinschauen!" sagte sie. „Ach, es war wunderschön!" Und dann noch mit demselben Atem: „Sieh mich an, Liebster — mein Hut hat sich doch nicht verschoben?"

Das wußte Volcker wirklich nicht zu sagen; er wußte nur, daß er sich in ein Meer von Glückseligkeit gestürzt habe, dessen Wogen rauschend über ihm zusammenschlugen. Stumm und willenlos gehorchte er, da Reta ihm zuraunte: „Du mußt sitzen bleiben! Oben bei der Modistin ist immer jemand am Fenster. Und sie brauchen nicht zu wissen, daß ich in Herrengesellschaft hierhergefahren bin. Auf Wiedersehen, Liebster! Auf baldiges, glückliches Wiedersehen! Und du wirst mir ein Briefchen schreiben — gelt?"

Der Wagenschlag fiel hinter ihr zu, und das be-

schwingte feingliedrige Figürchen unter dem großen Hute verschwand im Innern des Hauses. Der Lenker wartete noch eine halbe Minute lang; dann fragte er durch das Guckfensterchen in der vorderen Wagenwand, wohin die Fahrt weitergehen solle. Wie aus einem Traume aufgescheucht, mußte Volcker erst seine Gedanken sammeln, ehe er erwidern konnte: „Nach dem Friedhof von Sankt Thomas!"

Und als das Gefährt schon längst wieder in rascher Fahrt über den Asphalt dahinglitt, fühlte er noch immer den stürmischen Schlag seines Herzens. Langsam, zögernd kam ihm die Besinnung zurück. Die Besinnung und die heiße Scham. Konnte er denn wirklich jetzt zur Beerdigung des alten Wolter fahren? Konnte er an der Seite des einsamen, verlassenen Mädchens als ein Trauernder an das offene Grab treten, während ihm noch die heißen Küsse der anderen auf den Lippen brannten? Der schwere süße Duft, den Retas parfümierte Kleider in dem engen Raum des Wagens zurückgelassen hatten, wirkte auf ihn wie eine stumme Anklage. Und er fürchtete, daß er ihn bis auf den Friedhof mitnähme. Mit plötzlichem Entschluß drückte er auf den Ball und sprang aus dem Gefährt, noch ehe es ganz zum Stehen gekommen war.

„Ich habe mich anders besonnen. Was bekommen Sie?"

Er zahlte und setzte seinen Weg zu Fuß fort. Während seiner Fahrt mit der Tänzerin hatte der Himmel sich finster umwölkt, und der Wind trieb ihm die Tropfen eines feinen, eiskalten Regens ins Gesicht. Aber das tat ihm wohl und half ihm, den heißen Aufruhr seines Blutes zu beschwichtigen. Die für die Beerdigung angesetzte Zeit war schon da, als er die Pforte des Fried-

hofes erreichte, atemlos vom raschen Lauf, aber innerlich ruhiger. Vor der kleinen Leichenhalle standen wartend die Träger mit dem Totengräber, und etwas abseits von ihnen eine schmächtige schwarze Mädchengestalt. Sonst war niemand gekommen, dem alten Wolter die letzte Ehre zu geben. Volcker trat auf Marianne zu und drückte ihr stumm die Hand.

Mit zwei Kränzen nur war des alten Wolters schlichter Sarg geschmückt. Von seiner Enkelin der eine, von Reinhard Volcker der andere. Das große Gebinde aus Lorbeer und Palmzweigen, das Herr Heinrich Marx geschickt hatte, war in der Wohnung zurückgeblieben. Marianne hatte es so gewollt.

Der Weg bis zum offenen Grabe war nicht weit, und die Träger gingen schnell. Der Geistliche erfüllte seine Pflicht und sprach ein kurzes Gebet.

Die Seile knarrten, und der schmale Sarg verschwand langsam in der lehmigen Tiefe. Marianne stand tränenlos; Volcker aber mußte die Zähne zusammenbeißen, um das Schluchzen zurückzuhalten, das ihm in der Kehle saß.

Da geschah etwas Überraschendes. Ein großer Mann mit langem, schwarzem Vollbart kam im Sturmschritt zwischen den Gräberreihen daher. Im Arm trug er einen mächtigen Büschel abgeschnittener Blumen, die er vom Rand der Grube aus alle auf einmal hinunterwarf auf den Sarg. Dann klang seine tiefe, dröhnende Stimme: „Schlaf in Frieden, glücklicher alter Mann! Dein Leben war Mühsal und Kümmernis, Angst und Not. Und doch preise ich dich glücklich. Du hast keine von den Gaben vergeudet, die ein karges Schicksal dir verliehen. Und wie steinig dein Weg war, du hattest an seinem Ende nichts zu bereuen. Das ist mehr, als

man einem von uns dreien wird nachrufen können, wenn sein Stündlein geschlagen hat. Fahr wohl, alter Wolter!"

Ohne ein Wort an Marianne oder an Volcker zu richten, machte Doktor Gresser kehrt und ging mit wehendem Mantel des Weges zurück, den er gekommen war.

Die beiden Zurückgebliebenen warfen die drei Handvoll Erde auf seine Blumen. Dann gingen auch sie.

Der Name des alten Wolter war ausgelöscht. Und die Welt ging ihren Lauf, als wäre er nie gewesen.

Mit der Straßenbahn fuhren Marianne und Volker zur Stadt zurück. Sie hatte es abgelehnt, eine Droschke zu benützen. Unterwegs verbot das enge Beisammensein mit gleichgültigen Menschen jedes Wort. Und als sie ausgestiegen waren, bot das junge Mädchen dem Begleiter die Hand, wie zum Zeichen, daß sie nun allein zu bleiben wünsche. Da durfte er wohl nicht länger zögern, mit dem herauszukommen, was er für sie in Bereitschaft hatte.

„Ich habe mich eines Auftrages zu entledigen, Fräulein Marianne. Der Herr Kommerzienrat Steinsdorff läßt Sie bitten, ihn morgen zu besuchen; er möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Und Sie werden hingehen, wie ich hoffe. Mir zuliebe werden Sie hingehen — nicht wahr?"

„Ja, ich werde hingehen," erwiderte sie ruhig. „Und ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft, Herr Volcker."

Reta Martinys letztes Auftreten hatte sich zu einem richtigen kleinen Triumph für die junge Tänzerin gestaltet. Das Publikum war liebenswürdiger gewesen

denn je zuvor, und beim zweiten Hervorruf hatten ihr die Saaldiener unter rauschendem Beifall zwei prächtige Blumengebinde auf die Bühne gereicht. Eines davon hatte Herr „Direktor" Julius Martiny allerdings aus seiner eigenen Tasche bezahlt, das andere aber bedeutete für Reta eine wirkliche Überraschung. Sobald die Gardine sich wieder geschlossen hatte, machte sie sich freudestrahlend daran, zwischen den duftigen Blüten nach dem Briefchen zu suchen, von dem eine solche Spende doch notwendig begleitet sein mußte. Und es ging wie ein leichter Schatten der Enttäuschung über ihr Gesicht, als sie nur eine Besuchskarte mit dem Namen des Doktor Paul Gresser fand. Rasch steckte sie sie in den Ausschnitt ihres Kostüms und sagte leichthin, doch laut genug, daß die zunächststehenden Kolleginnen und Kollegen es hören mußten: „Ah, von dem Prinzen!"

Dann eilte sie leichtfüßig in ihre Garderobe und machte der Ankleidefrau das Leben sauer, weil sie für die Ungeduld der Tänzerin mit ihren Hilfeleistungen heute viel zu langsam war.

„Ich werde zu einem Abschiedsessen erwartet," erklärte sie wichtig. „Im Hotel Fürstenhof. Wir haben unsere Abreise deshalb auf morgen früh verschoben. Und Sie können sich wohl denken, daß ich jetzt meine Zeit nicht vertrödeln möchte."

Sie sah frisch und lieblich aus, als sie eine Viertelstunde später auf dem Flur vor den Ankleideräumen mit dem wartenden Impresario zusammentraf. „Ich habe mich schrecklich beeilt — gelt, Onkel? Jens Larssen hat doch nicht abgesagt?"

Herr Julius Martiny machte ein etwas verdrießliches Gesicht. „Nein. Aber es ist eine Dummheit, daß wir

seinetwegen morgen eine wahre Hetzjagd haben werden. Ich begreife nicht, weshalb du auf dies Abendessen in seiner Gesellschaft so versessen warst."

Schmeichelnd hängte sie sich in seinen Arm.

„Verdirb mir den Abend nicht, Onkelchen! Ich möchte so gerne recht lustig sein. Und es war doch auch nicht bloß wegen des Herrn Larssen. Doktor Gresser wird dabei sein, und du hast mir selbst gesagt, wie gern du mit ihm zusammen bist."

„Unterhaltender als der andere ist er allerdings. Ich kann den geschniegelten Burschen nicht ausstehen. Und wenn du am Ende gar einfältig genug sein solltest, dir von ihm etwas in den Kopf setzen zu lassen —"

Mit ihrem hellen Kinderlachen fiel sie ihm in die Rede. „Ach, das ist ja Unsinn. Ich mag ihn, weil er so drollig ist; aber heiraten werde ich nur einen Grafen oder einen Millionär. Das hab' ich dir doch schon tausendmal zugeschworen, Onkel Julius."

Durch den kleinen Nebenausgang traten sie auf die Straße hinaus. Als er nach einer Droschke Umschau hielt, gewahrte Direktor Martiny auf der anderen Seite der Fahrbahn eine hohe, schlanke Männergestalt, die dort in einem Hauseingang gestanden hatte und sich nun mit raschen Schritten entfernte.

„War das nicht der Doktor Volcker von der ‚Neuen Abendzeitung'?"

„Ja, ich glaube," erwiderte Reta gleichgültig und mit einem hörbaren Unterklang von Geringschätzung. „Aber er ist ja gar kein Doktor."

„Weiß ich. Warum hat er denn nicht gegrüßt? Und warum läuft er davon, als ob er sich vor dir fürchtet?"

„Weil er ein Narr ist. Ich habe ihm jedenfalls nichts

zuleide getan. Aber vielleicht hat er seine Gründe, sich vor mir davonzustehlen. Ah, da kommt endlich ein Auto."

In einem Sonderzimmer des Hotels stand die für vier Personen gedeckte, mit Blumen geschmückte Tafel bereit. Schon im Eingang des Hauses waren die beiden Ankömmlinge von einem stutzerhaft sorgfältig gekleideten Herrn begrüßt worden, einem angehenden Dreißiger mit schwarzem, welligem Haar und weichem, dunklem Schnurrbärtchen. Er bewillkommnete den Impresario wie einen vertrauten Freund und küßte Reta die Hand.

„Sie waren heute wieder reizend; die süßeste kleine Fee, die man sich vorstellen kann. Ich möchte Tränen vergießen bei dem Gedanken, daß unsere Wege morgen so weit auseinander gehen sollen."

„Um des Himmels willen nicht," sagte sie lachend. „An der Gesellschaft von weinerlichen Leuten ist mir wahrhaftig sehr wenig gelegen."

Beim Anblick des von Kristall und Silber blitzenden runden Tisches stieß sie einen kleinen Schrei freudiger Überraschung aus. „Wie hübsch! Hier sieht es freilich anders aus als in Doktor Gressers Weinstube."

Während Direktor Martiny sich sogleich in das Studium der Speisenfolge vertiefte, stellte sie sich vor den Spiegel, um hier und da etwas an ihrem eilig aufgesteckten Haar zu ordnen. Der Schwarzhaarige war an ihre Seite getreten und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich wollte, wir wären heute mit der Gegenwart dieses Doktors verschont geblieben — und auch mit der Ihres Onkels, kleine Reta!"

Sie seufzte leicht und machte eine vielsagende Bewegung mit den Schultern. „Was hilft es! Ich werde

eben noch wie ein kleines Mädchen behandelt. Aber es wird schon anders werden."

„Das hoffe ich. Wenn wir uns über kurz oder lang wiedersehen, wird es anders sein, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht. Aber da ist ja der Doktor! Als der allerletzte natürlich." Sie eilte dem eintretenden Gresser entgegen und reichte ihm beide Hände.

„Vielen, vielen Dank für die wunderschönen Blumen, lieber Herr Doktor! Daß Sie so aufmerksam sein könnten, hätte ich mir wirklich nicht träumen lassen."

„Ich auch nicht," gab er trocken zurück. „Aber man erlebt noch mit ergrauendem Haar zuweilen die wunderlichsten Rückfälle in seine Jugendtorheiten. Nur nach einer versteckten Brillantbrosche dürfen Sie nicht in dem Blumenkorb suchen. Ich fürchte, Sie würden keine finden."

„Pfui, wie garstig! Mit solchen Redensarten könnten Sie mir die ganze Freude verderben. Ich war so stolz auf Ihr Geschenk."

Er hatte nur ein leichtes Lächeln und wandte sich den beiden anderen zu. „Guten Abend, vieledler Direktor! Guten Abend, Herr Jens Larssen! Ich bin Ihnen für Ihre freundliche Einladung sehr verbunden."

„Aber ich bitte, Herr Doktor, die Dankespflicht ist ganz auf meiner Seite. Es ist mir eine große Ehre."

„Nun, um so besser. Es ist immer wohltuend, ein Gegenstand der Verehrung zu sein. Nicht wahr, Fräulein Reta?"

„Ach, mich verehrt doch niemand. Über mich macht man sich höchstens lustig."

„Gedulden Sie sich nur ein wenig. Die Zeit ist nicht mehr fern, da Sie sich über alle Ihre Verehrer lustig machen werden. Bis der Rechte kommt — natürlich,

der, dem Sie die musterhafteste aller Gattinnen sein werden."

Sie legte den Kopf auf die Seite und sah ihn schelmisch lächelnd an. „Glauben Sie im Ernst, daß ich dazu Talent habe, Herr Doktor?"

„Ich traue Ihnen dafür ungefähr ebensoviel Talent zu wie für die edle Tanzkunst. Aber — verzeihen Sie den Eingriff in Ihre Rechte als Gastgeber, Herr Jens Larssen — wenn ich das Mienenspiel dieses melancholischen Kellners recht verstehe, hält er es für angezeigt, daß wir mit unserem Abschiedsessen oder, sagen wir, mit unserem Liebesmahl beginnen."

Man setzte sich, und mit dem Augenblick, da er zu essen begann, wurde Doktor Gresser fast ebenso schweigsam wie Herr Julius Martiny. Reta naschte von allen Leckerbissen wie ein wählerisches Kätzchen und nippte mit spitzem Zünglein an den schweren Weinen, die zu den einzelnen Gängen gereicht wurden. Sie war in übermütigster Laune und lachte über Jens Larssens Scherze auch dann, wenn sie sie offenbar nicht verstand. Wurden sie ein wenig gewagt, zog sie die Stirn in Falten und nahm eine hoheitsvoll abweisende Miene an, was jedoch keineswegs verhinderte, daß sie schon im nächsten Augenblick wieder von strahlender Liebenswürdigkeit war. Das seltsame Gemisch von frühreifer Keckheit und naiver Kindlichkeit in ihrem Wesen gab ihrem unbekümmerten Geplauder einen Reiz auch dann, wenn sie die einfältigsten Dinge sagte. Es war dabei erstaunlich, mit wie ungezwungener Leichtigkeit sie über Gebiete hinwegglitt, auf die der liebenswürdige Gastgeber sie mit seinen Andeutungen und Wortspielen immer wieder zu locken versuchte. Einmal, als sie ihn dafür mit einem leichten Schlag auf die Hand gestraft

hatte, warf Doktor Gresser, der bis dahin nur stummer Zuhörer geblieben war, ganz unvermittelt in das Gespräch: „Sie haben eine sehr erlebnisreiche Laufbahn hinter sich — nicht wahr, Herr Jens Larssen? Man hat mir so allerlei davon erzählt."

Der Gefragte lächelte geschmeichelt. „Nun ja, ich habe schon manches Rößlein getummelt. Und es ist immer mein Ehrgeiz gewesen, in allen Sätteln gerecht zu sein. Veränderung ist doch die eigentliche Würze des Lebens."

„Besonders in der Liebe — oder in dem, was Sie so nennen. Das gehört doch wohl auch zu Ihrer Lebensweisheit?"

Mit einem ausdrucksvollen Blick auf seine anmutige Nachbarin erhob Larssen Einspruch. „Bitte, Herr Doktor, da muß man doch einen Unterschied machen. Wenn ich erst einmal die richtige, echte Liebe fühle, bin ich der treueste und beständigste Mensch unter der Sonne."

„Da Sie es sagen, muß es wohl stimmen. Denn Sie haben sicherlich schon unendlich oft die Probe darauf gemacht."

„Es ist ja eine recht hübsche Meinung, die Sie von Herrn Larssen zu haben scheinen, Doktor Gresser," mischte sich Reta in schmollendem Tone ein. „Aber vielleicht beurteilen Sie die Männer etwas zu sehr nach sich selber."

„Schau, schau — wie kratzbürstig unsere kleine Terpsichore sein kann, wenn sie sich in ihren Freunden gekränkt fühlt! Im übrigen tun Sie mir unrecht, mein schönes Kind. Schon deshalb, weil die Frauen mich niemals in dem Maße verwöhnt haben wie den dunkellockigen Adonis an Ihrer Seite. Mit den Musen hat es angefangen; denn ich glaube, sie haben ihn alle neun der Reihe nach auf die Stirn geküßt."

„Das ist zu hoch für mich. Was will denn dieser böse Doktor damit sagen, Herr Larssen?"

„Wahrscheinlich ist es meine künstlerische Vielseitigkeit, die den liebenswürdigen Witz Ihres väterlichen Freundes herausfordert. Und ich habe gewiß keinen Grund, ihm deshalb böse zu sein."

Doktor Gresser erhob sein Sektglas. „Für den ‚väterlichen Freund' komme ich Ihnen eins, Herr Jens Larssen! Sie sind wirklich ein lieber Mensch. Und ich ziehe es vor, die Waffen zu strecken. Was aber die künstlerische Vielseitigkeit betrifft — na ja! Sie haben, um in Ihrem eigenen Bilde zu bleiben, nun wohl bald den ganzen Marstall durchgeritten?"

„Noch lange nicht. Meine edelsten Rosse soll die Welt erst noch kennen lernen. Wie wär's, verehrter Herr Doktor, wenn Sie ein Stück für mich schrieben?"

„Ein Theaterstück? Ich? Und für Sie? Ich glaubte, auf dem Gebiete wenigstens hätten Sie das Rennen endgültig aufgegeben."

„Mit dem Theater im landläufigen Sinne bin ich allerdings fertig. Die Schablone ist nichts für mich. Das habe ich zum Glück rechtzeitig eingesehen."

„Zum Glück für das Publikum, wollen Sie sagen. Ich erinnere mich nämlich ganz gut an Ihre ersten Versuche im Goethetheater. Einen ‚Egmont' haben Sie da hingelegt, von dem ich noch jetzt bisweilen träume, wenn ich abends vorher zu viel Unverdauliches gegessen habe."

„Bitte — das ist ein längst überwundenes Stadium meiner Entwicklung. Sie werden doch wohl zugeben, daß ich mich heute in höheren künstlerischen Sphären bewege."

„Natürlich gebe ich es zu. Ihre Lieder zur Laute

verhalten sich zu Ihren einstigen Tanzcouplets wie eine getrüffelte Schnepfe zu einer gepökelten Schweinszunge. Aber eben deshalb scheint mir eine weitere Steigerung ins Hochkünstlerische ganz undenkbar. Sie sprachen von einem Stück. Möchten Sie mir das nicht etwas deutlicher erklären?"

„Ja, das ist nicht so einfach. Sie wissen doch, was ein Sketch ist, Herr Doktor —"

„Eine Skizze, sofern ich mich noch auf meine verstaubten englischen Kenntnisse verlassen darf."

„Ganz recht. Es handelt sich dabei um eine aus dem Malerischen ins Dramatische übertragene Bezeichnung. Ein Sketch ist eine in den denkbar engsten Rahmen zusammengedrängte Tragödie — eine kurze Szenenfolge, die einem zu so außergewöhnlichen Leistungen besonders veranlagten Künstler Gelegenheit gibt, nicht nur eine ganze Stufenleiter leidenschaftlicher Empfindungen zu durchlaufen —"

„Zu erklettern, wollen Sie sagen. Eine Leiter kann man doch nur erklettern."

„Nun, meinetwegen auch das. Sondern die ihm auch die Möglichkeit bietet, seine sonstigen Talente zu zeigen. In einem Sketch, der mir auf den Leib geschrieben ist, müßte also neben den erschütternden dramatischen Momenten des Schlusses vorher allerlei anderes vorkommen: ein Tanz zum Beispiel, ein paar heitere und ernste Lieder zur Laute, ein gefühlvolles Violinsolo und so weiter. Wenn es mir dann noch gelingt, ein berückend schönes Weib als Partnerin zu gewinnen, garantiere ich für einen Riesenerfolg. Bis jetzt habe ich nur leider den geeigneten Dichter nicht finden können."

„Ja, es ist schade, daß Schiller schon tot ist. Aber

setzen Sie sich doch mal mit Gerhard Hauptmann in Verbindung. Der lebt ja noch."

„Spotten Sie nur, lieber Doktor! Wenn eines Tages die ganze Welt vor meinem Sketch auf dem Kopf steht, werden Sie anders reden."

Aufmerksam hatte Reta zugehört. Ein eigenes Leuchten war in ihre Augen gekommen, als Jens Larssen von dem berückend schönen Weibe gesprochen hatte, dessen er als Partnerin bedürfe. Nun sagte sie nachdenklich: „Wie schade, daß ich mich mit Herrn Doktor Volcker überworfen habe! Vor vierzehn Tagen noch hätte er mir zuliebe das Stück gewiß gern geschrieben."

„Sie haben sich mit Volcker überworfen?" fragte Doktor Gresser neugierig. „Wie ist denn das zugegangen?"

„Ach, eine Dummheit!" antwortete sie abwehrend, während ihre schon sehr rosig angehauchten Wangen sich noch höher färbten. „Er ist ein so komischer Mensch."

Auch Jens Larssen war aufmerksam geworden. „Darf ich fragen, was für eine Bewandtnis es mit dem Herrn hat? Wenn Sie glauben, daß er das Zeug hätte, mir meinen Sketch zu schreiben —"

Da fiel ihm Gresser beinahe grob in die Rede. „Machen Sie sich keine Hoffnungen, Teuerster! Besagter Volcker würde Sie einfach die Treppe hinunterwerfen, wenn Sie ihm mit einer derartigen Zumutung kämen. Außerdem gebe ich Ihnen den guten Rat, einstweilen ruhig bei Ihren Lautengesängen zu bleiben. Es ist ja, wie Ihre fürstliche Gastfreundschaft beweist, ein ganz einträgliches Geschäft."

Larssen brachte die Unterhaltung, die ihm anscheinend etwas unbehaglich wurde, auf ein anderes

Thema, und nach einer kleinen Weile stand man übersättigt und erhitzt von der Tafel auf. Der aufwartende Kellner öffnete die Tür eines anstoßenden Zimmers, das der kleinen Gesellschaft ebenfalls zur Verfügung gestellt war, und Reta ließ einen Freudenruf vernehmen, als sie in diesem Nebenraum ein Klavier entdeckte.

„Jetzt müssen Sie etwas singen, Herr Larssen! Etwas recht Lustiges. Oder meinetwegen kann es auch rührend sein. Nur — bitte, bitte! — schlagen Sie mir's nicht ab!"

„Mit dem größten Vergnügen, aber ich weiß nicht, ob der Herr Doktor —"

„Wenn ich nach einer guten Mahlzeit eine anständige Zigarre rauche, kann ich alles ertragen — im schlimmsten Fall halte ich sogar Ihr: ‚Ich tanz' mit meiner Frau' noch aus."

Reta klatschte in die Hände. „Ach ja, das singen und tanzen wir zusammen, Herr Larssen! Onkel Julius kann uns begleiten."

Sie zog den „Direktor", der sich wahrscheinlich auch lieber dem ungestörten Genuß seiner dickleibigen Importe hingegeben hätte, in übersprudelnder Laune zu dem Instrument, während Gresser sich's in einer Ecke des Speisezimmers neben einer Flasche Chartreuse bequem machte. Auf den kleinen Tisch, der diese Flasche trug, hatte Reta vorhin beim Eintritt ihr Handtäschchen geworfen, und sie kam jetzt noch einmal durch die offene Verbindungstür, um ihr Taschentuch zu holen. In ihrer freudigen Aufregung ging sie dabei etwas hastig zu Werke und achtete nicht darauf, daß sie zugleich mit dem duftigen Tüchlein auch einen zusammengefalteten Brief aus dem Ledertäschchen gerissen hatte. Das Blatt fiel

zu Boden, und auch Doktor Gresser gewahrte es erst, als die Tänzerin schon wieder nebenan bei den anderen war. Er hob es auf, um es auf den Tisch zu legen, ohne daß er dabei seinem Inhalt auch nur einen flüchtigen Blick gegönnt hätte. Aber als er dann die Hand nach der Likörflasche ausstreckte, streiften seine Augen doch absichtslos darüber hin, und er wurde aufmerksam. Die festen, gleichmäßigen Schriftzüge kamen ihm bekannt vor, und nun las er auch die Unterschrift, die seine Vermutung zur Gewißheit machte. Es war die letzte Seite eines anscheinend ziemlich langen Briefes, die da offen vor ihm lag. Und diese Schlußzeilen lauteten: „— vor meinem Gewissen nicht hätte verantworten können. Gelingt es mir, mein Ziel zu erreichen — und ich baue darauf, daß es mir gelingt — so werde ich eines Tages vor Sie hintreten, von neuem um das Göttergeschenk Ihrer Liebe zu werben. Bis dahin aber sollen Sie Ihre volle Freiheit behalten. Keine Fessel darf den Flug hemmen, der Sie zu den Höhen des Ruhmes und des Glückes emportragen soll. In schwerem Kampfe habe ich mir den Entschluß abringen müssen, jetzt auf die Freuden eines Wiedersehens zu verzichten. Aber der Rücksicht auf Ihre Zukunft und auf den Frieden Ihres reinen jungen Herzens war ich dies Opfer schuldig. Meine Liebe gehört Ihnen heute und immer; die heißen Wünsche jedoch, die Ihr Anblick wieder in mir wachrief, müssen vor dem Gebot der Pflicht und der Ehre verstummen. Leben Sie wohl und vergönnen Sie ein freundliches Gedenken Ihrem treu ergebenen

Reinhard Volcker."

„Ich dreh' mich wie ein Pfau — —", sang im Nebenzimmer Jens Larssens weiche, einschmeichelnde Stimme, diese Stimme, von der es in gewissen Kreisen

hieß, daß kein weibliches Herz ihr widerstehen könne. Und Doktor Gresser sah, daß Retas Augen wie festgebannt in die seinen tauchten, während sie sich mit heißen Wangen und leicht geöffneten, feucht schimmernden Lippen tanzend um ihn herum bewegte. Da stürzte er den Inhalt des grüngoldig funkelnden Spitzgläschens mit einem Zug hinunter und gab sich auf seinem Sessel einen Ruck, so daß er den dreien den Rücken zukehrte.

In dieser unhöflichen Stellung verharrte er noch immer, als Reta nach einer Weile an seine Seite trat und ihre schmale Kinderhand leicht auf seine Schulter legte. Die Glanzlichter eines leichten Sektrausches waren in ihren Augen, und ihre junge Brust atmete rasch. „Sie sind heute gar nicht ritterlich, Doktor! Nicht einmal zugeschaut haben Sie. Ich bin Ihnen ganz bös."

Er kehrte ihr sein schwarzbärtiges, durchfurchtes Gesicht zu; dann faßte er ihr Handgelenk und zog sie in den neben ihm stehenden leeren Sessel. Jens Larssen stand nebenan im Gespräch mit dem „Direktor" am Klavier. So hörten die beiden wohl kaum, was hier gesprochen wurde. Aber vielleicht war es dem Doktor auch ganz gleichgültig, ob sie es hörten.

„Geh sorgfältiger um mit deinen Liebesbriefen, mein Kind! Vorhin hast du einen davon verloren; hier liegt er."

Daß er sie plötzlich duzte, schien die junge Tänzerin kaum zu befremden. Jedenfalls fiel es ihr nicht ein, sich gegen die Vertraulichkeit zu wehren. Ihre Oberlippe kräuselte sich ein wenig, während sie nach dem Briefe griff und ihn mit lässiger Bewegung wieder in das Täschchen stopfte.

„Wenn Sie ihn gelesen hätten, würden Sie wissen, daß es gar kein Liebesbrief ist.“

„Nicht? Und was ist es sonst?“

„Eine große Dummheit. Ich weiß nicht, wie ich dazu gekommen bin, ihn überhaupt aufzubewahren.“

„So verbrenne ihn noch in dieser Nacht. Und mit ihm zugleich jedes Verlangen nach dem, der ihn geschrieben.“

„Sie sind also doch neugierig gewesen? Die Männer sind darin wirklich nicht besser wie wir — auch die allerklügsten nicht.“

„Wenn ich einer von den allerklügsten wäre, säße ich heute nicht hier. Aber das ist eine Sache für sich. Wirst du gut im Gedächtnis behalten, was ich dir eben geraten?“

„Das mit dem Verbrennen? Warum wäre denn das durchaus nötig? Wenn mir nun der Herr Volcker wirklich gefiele?“

„Das ist nichts für dich. Hörst du? Nichts für den Ernst — und noch weniger für ein leichtfertiges Spiel. Richte meinetwegen soviel Unheil an, als du kannst und magst. Von dieses Mannes Schicksal aber sollst du deine begehrlichen Fingerchen lassen. Es wäre ein Verbrechen, das dir dermaleinst auch der gnädigste Richter nicht würde verzeihen können.“

Ganz verschüchtert sah sie ihn an. Offenbar war sie sich nicht klar darüber, ob er im Scherz sprach oder im Ernst. Vielleicht auch hatte sie ihn im Verdacht der Betrunkenheit. „Ich will ja auch gar nichts von dem Herrn. Zwischen ihm und mir ist alles aus.“

Gresser ging über die kleinlaute Erwiderung hinweg, als hätte er sie nicht vernommen. „Du hast meine Warnung gehört, Tochter Evas! Bewahre sie in deinem

Herzen! Und dann, da ich nun doch einmal angefangen habe, dich väterlich zu beraten: nimm du selber dich vor dem da in acht!"

„Vor wem?" heuchelte sie. „Vor meinem Onkel Julius?"

„Meinetwegen auch vor dem. Aber du weißt sehr gut, daß ich den anderen meine. Er ist ein Schurke vielleicht nur deshalb, weil er ein Dummkopf ist. Aber die schurkischen Dummköpfe sind die gefährlichsten aller menschlichen Schädlinge. Und ohne daß ich dich überschätze, mein Kind — für den bist du immer noch zu schade. Geh ihm aus dem Weg! Willst du mir das versprechen?"

„Nein, ich verspreche Ihnen gar nichts," gab sie mit plötzlich aufflackerndem Trotz zurück und versuchte aufzustehen.

Da packte Gresser abermals ihren Arm, diesmal mit einem Griff, der sie schmerzte, und neigte sich ganz nahe zu ihr. „Du läufst in dein Verderben, Mädchen, wenn du den Lockungen dieses Burschen nachgibst. Erwürgen möchte ich ihn, wenn ich daran denke."

„Aber, Herr Doktor, was fällt Ihnen ein! Sie tun mir ja weh."

Sie war aufgesprungen und hatte sich befreit. Das Glitzern in seinen Augen machte ihr Angst, und der Ausdruck seiner Züge flößte ihr Schrecken ein. Jens Larssen, der ihren Ausruf gehört hatte, erschien auf der Schwelle der Verbindungstür.

„Was haben Sie denn, kleine Reta? Will man Ihnen ein Leid zufügen?"

„Beunruhigen Sie sich nicht, Liebling der Musen," erwiderte Gresser an ihrer Stelle trocken. „Ich gedachte, das arme, dumme Ding vielmehr vor einem Leid zu

bewahren. Aber einem Weibe Vernunft zu predigen, war von jeher ein hoffnungsloses Geschäft. Und nun, da ich den Becher der Lust für heute wohl so ziemlich bis zum Grunde geleert habe, gestatten mir die Herrschaften hoffentlich, mich zu empfehlen. Ich wünsche allerseits gute Nacht."

Ehe noch die Verdutzten das rechte Wort zu Gegengruß und Abschied gefunden, war er schon aus dem Zimmer.

Barhaupt, den Hut in der Hand, schritt er durch die kalte Spätherbstnacht. Die Spitzen seines wirren schwarzen Bartes flatterten im Winde. In tiefen Zügen atmete er die schneidend rauhe Luft, die ihm entgegenblies.

„Narr!" knurrte er in sich hinein. Und nach einer Weile wiederholte er mit seiner tiefen, dröhnenden Stimme ganz laut: „Unverbesserlicher alter Narr!"

Was Reinhard Volcker beim Antritt seiner Stellung im Hause Steinsdorff fand, war schwerlich das, worauf er sich Hoffnung gemacht hatte. Denn nüchterner, einfacher und trockener konnte kaum eine Arbeit sein als die, vor die er sich hier gestellt sah. Von dem großen schöpferischen und organisatorischen Geiste, den er zu verspüren meinte, als er zum ersten Male die Räume des Hauses durchschritt, fühlte er in der Enge der ihm zugewiesenen Tätigkeit keinen Hauch mehr. Und von den hochsinnigen Gedanken, die Klemens Steinsdorff während ihres ersten Gespräches mit so schöner Wärme entwickelt hatte, war in seiner jetzigen Umgebung niemals die Rede.

Mit dem Chef der Firma kam er überhaupt nicht in Berührung. Als er in dem Geschäftshause erschien,

um sich zum Dienstantritt zu melden, hatte man ihm gesagt, daß er sich dem Prokuristen Suterland vorstellen müsse. Und nur mit diesem hatte er seither als mit seinem Vorgesetzten zu schaffen.

Er war von Art und Wesen des Mannes nicht gerade angenehm berührt worden. Und er begriff, daß die Angestellten den kleinen, grauköpfigen, immer verdrießlichen Prokuristen eher fürchteten als verehrten. Aber er konnte der nimmermüden Arbeitsamkeit des Herrn Suterland, seinem hingebenden Eifer die Hochachtung nicht versagen, die ihm jede rechtschaffene Pflichterfüllung abnötigte. Wie es schien, war die Last der Verantwortung, die auf den Schultern des kleinen alten Herrn lag, eine sehr große, und Volcker mußte den Eindruck erhalten, daß er die eigentliche Seele des ganzen, vielverzweigten Betriebes sei. Einen tieferen Einblick in sein Wirken freilich vermochte er während der ersten Wochen und Monate schon deshalb nicht zu gewinnen, weil ihm die Art seiner Beschäftigung keine Möglichkeit gewährte, seine Wißbegierde über die engen Grenzen hinausschweifen zu lassen, die man ihm gesteckt hatte. Und es war überdies unverkennbar, daß Herr Suterland ihm nur ein sehr mäßiges Wohlwollen entgegenbrachte. Auf keinen Fall schien er gesonnen, irgendwelche Unterschiede zwischen ihm und irgendeinem anderen der zahllosen Angestellten zu machen. Er beschränkte sich im persönlichen Verkehr auf knappe geschäftliche Anweisungen und überließ die Ausbildung des Neulings ganz und gar dem älteren Gehilfen, dem er ihn am ersten Tage mit einigen kurzen Worten zugewiesen hatte.

Ein einziges Mal nur hatte Volcker den Versuch gemacht, über eine besondere Frage des buchhändlerisch-technischen Betriebes Auskunft von ihm zu erhalten;

aber er war mit einer beinahe barschen Zurückweisung abgefertigt worden. „Sie werden das erfahren, wenn es an der Zeit ist. Heute müßte ich einen langen Vortrag halten, um mich Ihnen begreiflich zu machen. Und Sie würden mich am Ende doch nur halb verstehen. Der Buchhandel ist keine Sache, die man so im Vorbeigehen erlernt. Wem es zu langweilig ist, von Grund auf anzufangen, der soll lieber davonbleiben."

Das war unzweideutig genug. Und nachdem er den ersten peinlichen Eindruck der unfreundlichen Antwort verwunden hatte, sagte sich Volcker, daß sie vielleicht ihre Berechtigung gehabt habe. Wohl hatte er sich seine Tätigkeit in dem neuen Beruf anders vorgestellt. Derselbe heiße Schaffensdrang, dasselbe brennende Verlangen, praktische und fruchtbare Arbeit zu leisten, das ihn zu dem kläglich mißglückten journalistischen Versuch getrieben, hatte ihn ja auch bestimmt, Klemens Steinsdorffs Vorschlag anzunehmen. Da mußten die halb mechanischen Verrichtungen, die jetzt seine Zeit ausfüllten, ihn wohl enttäuschen. Aber es dünkte ihn doch zu früh, sich durch diese Enttäuschung entmutigen zu lassen. Vielleicht kam er wirklich am ehesten hinter das Geheimnis dieses gewaltigen Getriebes, wenn er es nicht von einem überragenden Standpunkt, sondern sozusagen von innen heraus kennen lernte. Auch Klemens Steinsdorffs auffällige Zurückhaltung durfte ihn nicht beirren; hinter seiner scheinbaren Gleichgültigkeit hatte er zweifellos einen wohlbedachten Zweck und eine freundliche Absicht zu vermuten. Alles kam zunächst auf ihn selbst an, auf die Straffheit seines Willens und auf die Festigkeit, mit der er sein Ziel im Auge behielt, wie mühselig und unerfreulich auch immer der Geröllweg sein mochte, den er bis zum Beginn des

eigentlichen Aufstiegs zurückzulegen hatte. Darum überwand er sich, das abweisende Wort des Prokuristen Suterland für eine gute und weise Lehre zu nehmen, dazu bestimmt, ihn vor Selbsttäuschung und Unzufriedenheit zu bewahren.

Solche Unzufriedenheit hätte ihm ja auch bei ernster Selbstprüfung als Undank gegen das Schicksal erscheinen müssen. Denn sein Leben war trotz der Eintönigkeit der Kontorstunden keineswegs arm an Schönheit und Erhebung. Er hatte nicht nur sein Studium und die Arbeit an seiner jetzt wieder rüstig fortschreitenden Doktorschrift, sondern er hatte auch seine Freundschaft mit Marianne Langerhans und seine Liebe zu Reta Martiny. Als heiterer und blumiger Schmuck eines im wesentlichen sorgenlosen Daseins dünkte ihn das wahrlich nicht zu wenig. Zumal weder das eine noch das andere mit der Gewalt aufwühlender Leidenschaft an seiner Seele rüttelte. Die wissenschaftliche Arbeit war ihm nichts als Erholung und Genuß. Der auf gelegentliche kurze Begegnungen und gemeinsame Sonntagsspaziergänge beschränkte Verkehr mit Marianne aber in seiner gemäßigten, immer gleichen Wärme sicherte ihn vollkommen gegen eine erneute Anwandlung jenes bedrückenden Einsamkeitsgefühls, von dem er früher zuweilen heimgesucht worden war.

Die Enkelin des alten Wolter hatte nach Ablauf der ordnungsmäßigen Kündigungsfrist, unbeirrt durch alle verlockenden Anerbietungen des Herrn Heinrich Marx, ihre bisherige Stellung verlassen, um in das Haus Steinsdorff einzutreten. Und es war augenfällig, wie befreiend dieser durch das weitherzige Entgegenkommen des Kommerzienrats ermöglichte Wechsel auf sie wirkte. Sie zeigte nicht mehr jene zuweilen bis zu abstoßender

Schroffheit gesteigerte Verschlossenheit; ihr Ernst war ohne Bitterkeit, und ihre Wortkargheit wirkte nicht mehr wie absichtliche Unfreundlichkeit. Im Gegensatz zu Volcker war sie sogleich auf einen ziemlich schwierigen und verantwortungsvollen Posten gestellt worden, und ihr Freund hatte die Genugtuung, das Personal bald nur in Ausdrücken der Achtung und Anerkennung von ihr sprechen zu hören. Da sie in einer anderen Abteilung des Betriebes tätig war, konnte er sich zwar nicht aus eigener Anschauung ein Urteil über den Wert ihrer Leistungen bilden, aber Marianne selbst war es, die ihm absichtslos zur richtigen Einschätzung verhalf.

Auf ihren Sonntagspaziergängen sprachen sie jetzt fast nur noch von beruflichen Dingen. Und es ergab sich bald von selbst, daß Marianne bei diesen ernsthaften und ziemlich trockenen Unterhaltungen immer die Rolle der Lehrmeisterin zufiel. Es war erstaunlich, wie rasch sie sich auf dem neuen Arbeitsfelde zurechtgefunden hatte und mit wie klarem Blick sie es weit über ihr eigentliches Tätigkeitsgebiet hinaus übersah. Jedes Gespräch steigerte Volckers Achtung vor ihrer Urteilsfähigkeit und Verstandesschärfe. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der wichtigsten Briefe ging jetzt schon durch ihre Hände, und so gab es kaum noch einen Zweig des großartigen Geschäftsbetriebes, in den ihre aufmerksamen und unbestechlichen Augen nicht Einblick gewonnen hätten. Ohne sich jemals eines Vertrauensbruchs schuldig zu machen, konnte sie dem Freunde manche wertvolle und ermutigende Aufklärung geben. Eine Überraschung aber war es für ihn, als sie sich eines Tages sogar schon bis zu tadelnder Kritik verstieg.

Volcker hatte in achtungsvollen Ausdrücken von der großen Arbeitskraft und der bewunderungswürdigen

Umsicht des allmächtigen Prokuristen gesprochen. Marianne hörte ihm eine Weile schweigend zu, um dann plötzlich zu sagen: „Es ist nur fraglich, ob diese Arbeitskraft dem Hause Steinsdorff heute wirklich noch zum Segen gereicht. Wäre der Kommerzienrat weniger von seinen menschenfreundlichen Plänen in Anspruch genommen, so ließe er seinen Prokuristen wahrscheinlich nicht so ungehindert schalten und walten."

„Sie setzen mich in Erstaunen, liebe Marianne! Klemens Steinsdorff ist doch wohl nicht der Mann, der sein Vertrauen blindlings einem Unwürdigen schenkt."

„Sie mißverstehen mich. Herr Suterland ist, soweit es sich um seine Rechtschaffenheit und um sein Streben für die Firma handelt, gewiß die vertrauenswürdigste Persönlichkeit von der Welt. Aber er sieht die Dinge heute noch genau so, wie er sie vor zwanzig oder dreißig Jahren gesehen hat. Von einer Fähigkeit, sich den Anforderungen des fortschreitenden Zeitgeistes anzupassen, ist bei ihm keine Rede. Wo ihn die höhere Einsicht des Kommerzienrats zwingt, diesen Anforderungen nachzugeben, tut er es mit innerem Widerstreben, dessen kleine Künste und Kniffe Klemens Steinsdorffs vortreffliche Absichten wahrscheinlich oft genug zuschanden machen. Ich fürchte, die Tage seiner Herrschaft werden gezählt sein, wenn der Kommerzienrat einmal hinter die Wirkungen dieser versteckten Gegenarbeit seines Prokuristen gekommen ist."

„Das alles haben Sie in den wenigen Monaten Ihrer Tätigkeit herausgefunden?"

„Es war nicht sehr schwer, und ich bin wohl nicht die einzige im Hause, die unter diesem Eindruck steht. Aber Herr Suterland führt ein strenges Regiment. Er

würde rücksichtslos jeden beseitigen, der sich nicht ohne Widerspruch seinem Willen fügt."

„Wie aber ist es möglich, daß diese Verhältnisse Herrn Steinsdorff dauernd verborgen bleiben?"

„Ich glaube, Suterland hat während seiner langen Tätigkeit für die Firma nichts so gut gelernt wie die Kunst, seinen Chef zu behandeln. Auch der Kommerzienrat hat ohne Zweifel seine schwachen Seiten. Und so schroff und herrisch der Herr Prokurist gegen seine Untergebenen aufzutreten pflegt, soviel Geschmeidigkeit weiß er im Verkehr mit Klemens Steinsdorff zu entwickeln. Ich habe einige Proben davon erhalten."

„Es wäre sehr beklagenswert, wenn Sie recht hätten. Ließe es sich beweisen, so sollte wohl jemand den Mut haben, offen gegen Suterland aufzutreten."

„Vielleicht kommt der Tag, an dem Sie dieser Jemand sein werden."

„Ich? In meiner untergeordneten Stellung? Das ist doch wohl nicht Ihr Ernst."

„Sie werden nicht länger als nötig in dieser untergeordneten Stellung bleiben — verlassen Sie sich darauf. Es ist meine feste Überzeugung, daß der Kommerzienrat Sie noch nicht für einen einzigen Tag aus den Augen verloren hat. Es würde ihm nicht der Mühe wert sein, Sie so auf die Probe zu stellen, wenn er nicht Großes mit Ihnen vorhätte."

So felsenfest war Volckers Zuversicht nun freilich nicht. Und wäre er nicht aus Erwägungen anderer Art zu dem Entschluß gelangt, unbeirrt und unverdrossen seine bescheidene Arbeit weiter zu verrichten — um der Aussicht willen, daß er plötzlich aus seiner Verborgenheit durch die Gnade des Kommerzienrats zu Außer-

ordentlichem berufen werden könnte, hätte er es sicherlich nicht getan.

Daran, daß der freundliche und gefällige Kamerad, den er in Marianne Langerhans gefunden, ein junges weibliches Wesen sei, dachte er jetzt, seitdem sie seine Berufsgenossin geworden war, noch seltener als im Beginn ihrer Bekanntschaft. Es war eben so gar nichts in ihrer Art, das einen Mann hätte herausfordern können, ihr den Hof zu machen. Und soweit das weibliche Geschlecht für sein Gefühlsleben in Betracht kam, stellte es sich ihm einzig in der Gestalt der jungen Tänzerin dar, der noch immer der beste Teil seiner Seele gehörte.

Seine Liebe zu Reta Martiny war ihm ein köstlicher Schatz, eine unerschöpfliche Quelle freudigsten Lebensmutes. Und der kurze Wonnerausch während jener unvergeßlichen Autofahrt stand als das wundervollste aller Erlebnisse um so leuchtender im Hintergrund all seines Denkens, als er sich seiner ohne Scham und Reue erinnern durfte. Die allmächtige Natur hatte ihm das Bekenntnis seiner Liebe abgezwungen, so wie sie Reta gezwungen hatte, ihm ihre keuschen Lippen zu überlassen. Darin war nichts, wegen dessen er sich auch bei schärfster Selbstprüfung zu tadeln vermochte. Die Gewißheit ihrer jungfräulichen Reinheit machte diese liebliche Mädchenknospe für ihn zu einem unantastbaren Heiligtum, zu einem Gegenstand mehr der demütigen Verehrung als des leidenschaftlichen Begehrens. Wenn er jemals seine Hand ausstreckte, sie zu brechen, durfte es nur in der Sicherheit geschehen, sie zugleich in das gesegnete Erdreich einer glücklichen und beglückenden Ehe verpflanzen zu können. Und nicht aus Mißtrauen gegen seine eigene Festigkeit war es geschehen, daß er nach

kurzem, mannhaft bestandenem Kampfe auf jedes Wiedersehen verzichtet hatte. Er hätte sie täglich sehen und sprechen können, ohne daß sie dabei in Gefahr gewesen wäre. Aber was bürgte ihm dafür, daß ein liebendes Weib gleicher Beherrschung fähig war? Weil er die Frauen nicht kannte, galt es ihm als ein Naturgesetz, daß sie im Gegensatz zum Manne den Trieben des Herzens bis zur Willenlosigkeit untertan seien. Nicht nur die leicht Erregbaren unter ihnen, sondern auch die Edelsten und Reinsten. Die Liebe, die er als ein schönes, wärmendes, leicht zu hütendes Feuer in sich trug, konnte für Reta zur verzehrenden Flamme werden, wenn sie durch einen weiteren Verkehr immer neue Nahrung erhielt. Und das durfte er nimmermehr geschehen lassen. War der Glaube der Geliebten an ihn noch nicht stark genug, um sie seine Beweggründe recht verstehen zu lassen, so mußte ihn eben das Bewußtsein, sie in Wahrheit von jedem Zwange befreit zu haben, über das Schmerzliche dieser zeitweiligen Verkennung trösten. Reta würde sich keine Hoffnungen mehr machen, aber sie würde darum doch nicht aufhören können, ihn zu lieben. Und an dem Tage, da er werbend vor sie hintreten durfte, würde die Erkenntnis ihres Irrtums das wiedergeborene Glück zu einem um so süßeren und tieferen machen. So sah die Traumwelt aus, die er sich mit dem ganzen Wahn eines unverdorbenen Herzens für seine stille Sehnsucht und für seine gläubigen Zukunftshoffnungen geschaffen.

Eine Antwort auf seinen Brief hatte er nicht erhalten. Viele Wochen waren vergangen, ohne daß er Kenntnis erhalten hätte über Retas Verbleib nach ihrem letzten Auftreten. Aber ein Zufall, den er für eine gnädige Schicksalsfügung nahm, hatte ihm ganz un-

erwartet die im stillen innig ersehnte Kunde zugetragen. Auf einem Kaffeehaustisch hatte ein Artistenfachblatt gelegen, und beim lässigen Durchblättern der eigenartigen Zeitschrift war er zu seiner freudigen Überraschung auf ihren Namen gestoßen. In einer auf Reklame zugestutzten Notiz war von ihrem Auftreten auf der Spezialitätenbühne einer kleineren Provinzstadt die Rede. Und von da an war er ein regelmäßiger Besucher des Kaffeehauses geworden, in dem die Artistenzeitung auflag. Mit Ungeduld erwartete er das Erscheinen jeder neuen Nummer. Daß es immer unbedeutendere Städte waren, aus denen über die Triumphe der jungen Tänzerin berichtet wurde, fiel ihm nicht auf. Nur die marktschreierisch nichtssagenden Wendungen der Notizen, die sich in nichts von den Lobpreisungen unübertrefflicher Schlangenmenschen und Akrobatinnen unterschieden, taten ihm zuweilen weh. Schließlich aber bedeutete ihm doch jede von ihnen einen verheißungsvollen Gruß aus der rosenroten Ferne seiner stillen Glücksträume und befestigte ihn in der Gewißheit von der Unzerreißbarkeit des Bandes, das ihn über alles Schweigen und über alle räumlichen Entfernungen hinweg mit dem geliebten Mädchen verknüpfte.

So ging ihm ein Jahr dahin, ohne daß irgendein bemerkenswertes Ereignis den gleichmäßig ruhigen Verlauf seiner Tage unterbrochen hätte. Er war wohl nach und nach fast in jeder der verschiedenen Abteilungen des Steinsdorffschen Verlagshauses beschäftigt worden, aber in keiner über eine ziemlich untergeordnete Tätigkeit hinausgekommen. Seine seltenen Begegnungen mit dem überdies häufig auf Reisen abwesenden Kommerzienrat hatten in keinem Fall zu einer Aussprache geführt, die ihm hochfliegende Zukunftshoffnungen

hätte erwecken können. Es schien fast, als ob Klemens Steinsdorff solcher Aussprache geflissentlich auswiche, wenn er auch unverändert freundlich blieb.

Als Reinhard eines Tages nach ehrenvoll bestandener Prüfung und ungewöhnlich schmeichelhafter Anerkennung aus dem Munde des Dekans das Universitätsgebäude als neugebackener Doktor hatte verlassen dürfen, war es nach seinem Empfinden nur die Erfüllung einer selbstverständlichen Dankespflicht gewesen, daß er dem Kommerzienrat davon Mitteilung machte. Und am nächsten Morgen hatte Klemens Steinsdorff ihn zum ersten Male wieder in seine Privatwohnung bitten lassen.

Wieder, wie bei jenem ersten Besuch, wollte es der Zufall, daß er vor der Begrüßung durch den Hausherrn einem Mitglied seiner Familie begegnete. Aber heute war es nicht das zierliche, geschmeidige Backfischchen, das man inzwischen zur weiteren gesellschaftlichen Ausbildung in eine Schweizer Pension geschickt hatte. Leisen und etwas müden Ganges, wie wenn sie die Last eines körperlichen Leidens zu tragen hätte, schritt eine Dame an ihm vorüber. Eine tiefe, stumme Verbeugung von seiner Seite und ein leichtes, kaum merkliches Kopfneigen als ihre Erwiderung war alles, was an Höflichkeiten zwischen ihnen getauscht wurde. Aber er wußte auch ohne gegenseitige Vorstellung, daß es die Gattin des Kommerzienrats gewesen sei, der er da zum ersten Male nahe gekommen war. Und er fand, daß ihre äußere Erscheinung durchaus dem Bilde entsprach, das er sich nach einer Schilderung Mariannes von ihr gemacht hatte. Sie war von zierlicher, beinahe schmächtiger Gestalt und hatte ein feines, schmales Gesicht, das ihn in keinem Zuge an die neckische Kleine erinnerte,

die er um den großen Tisch im Speisezimmer hatte herumjagen sehen. Eine Schmerzenslinie an den Mundwinkeln deutete auf Kränklichkeit; die kühlen grauen Augen und die Haltung des Kopfes aber sprachen von einem stark ausgeprägten Bewußtsein der eigenen Vornehmheit. Marianne in ihrer aufrichtigen, wenig diplomatischen Art hatte es kurzweg Hochmut genannt.

„Die Frau Kommerzienrat vergißt keinen Augenblick, daß sie eine geborene v. Heldringen ist," hatte sie gesagt. „Wir alle, die im Solde ihres Gatten stehen, sind ihr schon deshalb unangenehm, weil wir sie daran erinnern, daß er doch im Grunde auch nur ein einfacher Geschäftsmann ist. Und sie ist eine Meisterin in der Kunst, über alles ihr Unleidliche hinwegzusehen wie über leere Luft."

Volcker hatte die Charakteristik etwas herb gefunden; aber er verhehlte sich nicht, daß die Art, in der Frau Hedwig Steinsdorff seinen Gruß zurückgegeben, ganz wie eine Bestätigung aussah. Um so wohltuender mußte ihn die Herzlichkeit berühren, mit der ihm gleich darauf der Kommerzienrat seine Hand entgegenstreckte.

„Meinen aufrichtigsten Glückwunsch, lieber Herr Doktor! Professor Hardeck hat mir schon erzählt, daß Sie geradezu glänzend promoviert haben. Aber ich habe freilich nie daran gezweifelt. Und es freut mich, Ihnen heute aussprechen zu dürfen, daß ich Sie nach diesem Probejahr für ein Musterbeispiel treuer und rechtschaffener Pflichterfüllung halte."

Das war viel mehr, als Reinhard Volcker erwartet hatte. Und es machte ihn darum schier verlegen. „Vielen Dank, Herr Kommerzienrat! Aber es war sehr wenig, was ich bis jetzt im Dienst Ihres Hauses habe leisten können."

Klemens Steinsdorff, der ihn in einen Sessel ge-

nötigt hatte, erwiderte lächelnd: „Wann hätte man auch von einem Lernenden besondere Leistungen erwartet? Um dergleichen von Ihnen fordern zu dürfen, hätte ich Sie wohl auf einen anderen Platz stellen müssen. Aber nun sagen Sie mir ganz aufrichtig, Herr Doktor: Sind Sie Ihrer Lehrzeit schon überdrüssig?"

„Solange ich die Gewißheit habe, daß es sich wirklich nur um eine Lehrzeit handeln soll: nein."

„Es ist mir lieb, das zu hören. Denn ganz und gar lossprechen kann ich Sie noch nicht. Man muß eine sichere Grundlage unter den Füßen haben, um fest zu stehen und sich nach eigenem Gefallen zu recken. Aber mit dem Elementarunterricht können wir freilich Schluß machen. Ich lasse Ihnen einen Schreibtisch in Herrn Suterlands Kontor stellen, und von morgen an werden Sie unter seiner persönlichen Anleitung arbeiten. Es ist Ihnen doch recht?"

„Ich sehe darin einen neuen Beweis Ihres Wohlwollens, Herr Kommerzienrat, und fühle mich Ihnen noch tiefer verpflichtet."

Klemens Steinsdorff nickte, und nachdem er ihn eine kleine Weile aufmerksam angesehen hatte, sprach er weiter: „Da Sie es zu meiner Genugtuung so aufnehmen, wie es gemeint ist, werden Sie mir hoffentlich auch ein offenes Wort nicht verübeln, das ich gerne bei dieser Gelegenheit ausgesprochen hätte. Ich habe vor einigen Tagen Gelegenheit genommen, mich mit einer Ihnen sehr wohlgesinnten Persönlichkeit über Sie zu unterhalten. Und ich habe dabei einiges gehört, was mir nicht durchaus gefallen hat."

„Darf ich bitten, mich wissen zu lassen, was —"

„Ja. Die betreffende Persönlichkeit war der Mei-

nung, daß Sie nicht ganz den richtigen Gebrauch von Ihrer Jugend machen."

Verständnislos sah ihn Volcker an. „Nicht den richtigen Gebrauch? Inwiefern?"

„Sie nähmen das Leben zu ernst, und Sie gingen seinen Freuden allzu geflissentlich aus dem Wege. Auf diese Weise müßte Ihnen vieles fremd bleiben, was doch im Erfahrungsschatz des Mannes nicht fehlen darf, wenn er sich die schwere Kunst zu eigen machen will, Welt und Menschen mit dem rechten Maß zu messen."

„Und diese Meinung Ihres unbekannten Gewährsmannes ist auch die Ihrige, Herr Kommerzienrat?"

„Mit einem kleinen Vorbehalt — ja. In einem vernünftig geführten Menschenleben hat jeder Altersabschnitt seine besonderen Gesetze und seine besonderen Rechte. Und die Rechte der Jugend sind ohne Zweifel die schönsten und köstlichsten. Sie zu mißachten, ist vielleicht nicht weniger töricht, als sie zu mißbrauchen."

„Aber ich wüßte wirklich kaum, was ich tun sollte, um mich ihrer zu bedienen. Ganz abgesehen davon, daß Ihr Gewährsmann, Herr Kommerzienrat, doch wohl schwerlich über alle Einzelheiten meiner Lebensführung unterrichtet ist."

Wieder glitt ein freundliches Lächeln über das Gesicht des alten Herrn. „Wenn es sich um einen Gewährsmann handelte, würde ich selbst daran zweifeln. Aber meine Wissenschaft stammt aus dem Munde einer Dame. Und wenn eine Frau so von einem jungen Manne spricht, ist sie ihrer Sache meist gewiß."

„Ah — Fräulein Langerhans also?"

„Ich verrate keinen Namen. Und er tut ja auch nichts zur Sache. Sie werden mich, wie ich hoffe, nicht für meine Aufrichtigkeit strafen, indem Sie mich bei

Ihrer jungen Freundin verklatschen. Und Sie werden meine Mahnung auch nicht ganz in den Wind schlagen — nicht wahr?"

„Ja, wenn Sie mir nur zugleich raten wollten, Herr Kommerzienrat, wo ich denn nun eigentlich diese sogenannten Freuden des Lebens zu suchen habe, die nach Fräulein Mariannes Meinung so lehrreich und nutzbringend sind?"

„Das ist zuviel verlangt. Der einzige Rat, den ich Ihnen geben kann, ist der, die Augen aufzutun. Die Blumen, deren Duft eines jungen Mannes Herz erfreuen kann, blühen allerorten. Und vor den giftigen unter ihnen brauche ich einen Menschen von Ihrer Art nicht erst zu warnen."

Keiner von ihnen fühlte ein Bedürfnis, länger bei dem Gegenstand zu verweilen. Und als Volcker später mit Marianne zusammentraf, berührte er die seltsame Mahnung des Kommerzienrats mit keinem Wort. Herr Suterland aber ließ ihm am nächsten Tage eine Begrüßung zuteil werden, wie er sie nach dem bisherigen Verhalten des Mannes nimmermehr für möglich gehalten hätte. Der Prokurist war die Höflichkeit und Zuvorkommenheit selbst. Er erklärte, daß er glücklich sei, endlich einen Mitarbeiter zu haben, der ihm die Last der Arbeit und die schwere Bürde der Verantwortung tragen helfen könne. Und mit einem vielsagenden Händedruck fügte er hinzu: „Ich weiß ja, daß ich Ihnen mein volles Vertrauen schenken darf, lieber Herr Doktor! Wir werden fest und treu zusammenhalten, nicht wahr?"

Reta Martiny warf den wenig ansehnlichen Leihbibliothekband auf den Tisch und lehnte sich mit einem

Seufzer in die Ecke des unbequemen, verschlissenen Sofas zurück. Sie sah verdrießlich aus wie immer, wenn sie aus der wunderschönen Phantasiewelt der gefühlsseligen Romane, die sie seit Jahren in ungezählten Mengen verschlang, in die unschöne Wirklichkeit zurückkehren mußte. Und dafür, daß diese Wirklichkeit unschön war, sprach ihre Umgebung unzweideutig genug. Ein niederer, unfreundlicher Raum mit der aus zwanzig Trödlerläden zusammengesuchten typischen Einrichtung des „möblierten Zimmers“ — das war allerdings ein sehr schmerzlicher Gegensatz zu dem seidenstrotzenden Empfangszimmer, in dem sie soeben die Heldin des Romans auf der Höhe ihres Liebesglückes verlassen hatte. Und in der trübseligen Langenweile solcher dürftigen Mietstuben mußte sie nun schon seit Monaten den größten Teil ihrer Tage verbringen, nie von einem Hauche anheimelnden Behagens berührt und in steter Mißhelligkeit mit habgierigen, rücksichtslosen Vermieterinnen. Die angenehmen Zeiten der guten Hotels waren längst vorüber. Onkel Julius sagte, daß die Einkünfte solche Verschwendung nicht mehr erlaubten. Und er sagte damit sicherlich die Wahrheit, denn man kam aus den peinlichen Geldverlegenheiten ja schon gar nicht mehr heraus. An die Anschaffung neuer Kostüme, deren sie so notwendig bedurft hätte, war nach seiner unwiderleglichen Versicherung nicht zu denken, und Reta mußte immer wieder an den alten herumschneidern, obwohl ihr nichts auf der Welt gräßlicher war als die Beschäftigung mit Nadel und Schere. Ihr Taschengeld war auf lächerlich kleine Beträge zusammengeschrumpft, mit denen Onkel Julius erst nach vielem Stöhnen und Klagen herausrückte, und die jedesmal im Handumdrehen für Droschkenfahrten oder

in der Konditorei daraufgingen. Ihre Straßenkleider und ihre Hüte waren nach Retas tiefinnerster Überzeugung geradezu ein Skandal. Und während sie sich sonst bei ihrer Leidenschaft für Veränderungen auf jeden Ortswechsel gefreut hatte, dachte sie jetzt nur mit Grauen an die entsetzlichen Eisenbahnfahrten in der dritten Wagenklasse, wo man sich von aufgeblasenen Kleinbürgerfrauen mit mißtrauischer Geringschätzung behandeln lassen mußte. Onkel Julius malte bei jedem neuen Abschluß in den rosigsten Farben; aber seine Nichte hatte bei all ihrer Leichtgläubigkeit nachgerade jedes Vertrauen verloren. Sie sah doch, daß er sie in immer kleinere Städte mit immer unwirtlicheren Vergnügungsstätten schleppte. Immer hatte er eine Menge einleuchtender Erklärungen und Zukunftsverheißungen in Bereitschaft; denn er war viel zu rücksichtsvoll, ihr zu antworten, daß die großen Spezialitätentheater eben nichts mehr von ihr wissen wollten, daß die Agenten ihn immer abweisender behandelten, und daß er mit seinen Gageforderungen immer bescheidener werden mußte. Er klagte höchstens über den Rückgang der Varietékunst im allgemeinen und über die Unfähigkeit der Direktoren, die wahre Talente nicht nach ihrem Werte zu schätzen wüßten. Von dem Plane, bei einem berühmten Ballettmeister einige neue Tänze zu studieren, die sie mit einem Schlage zur heißbegehrten „Attraktion" machen würden, war wegen Geldmangels schon länger nicht mehr die Rede gewesen. Die dringend notwendige Besserung mußte also auf irgend eine andere Weise herbeigeführt werden. Und Reta, die sonst keine Freundin angestrengten Nachdenkens war, hatte sich in der letzten Zeit schon recht oft über die geeigneten Mittel und Wege den Kopf zerbrochen.

Die Hoffnungen, die sie auf Onkel Julius setzte, wurden immer geringer. Er behandelte sie ja sehr gut, und sie hatte für ihn gewiß alle Anhänglichkeit, deren sie überhaupt fähig war. Aber die Zeiten, da sie ihn als eine Art von Vorsehung betrachtet und sich blindlings seiner Führung überlassen hatte, waren vorbei. Ihre achtzehn Jahre machten doch nachgerade ihre Rechte und Ansprüche geltend, und sie fand, daß Onkel Julius ihnen gar zu wenig Rechnung trug. Es war ja gewiß sehr schön, eine Künstlerin zu sein und allabendlich vom Publikum beklatscht zu werden. Genug aber war es nicht. Lebhafter denn je träumte sie von funkelnden Diamanten und schönen Kleidern, von kostbarem Pelzwerk und von einem Leben voll Luxus und Behagen. Was für einen Zweck hatte es denn überhaupt, daß sie eine Artistin geworden war, wenn ihr alles das versagt bleiben sollte, was diesen Beruf lockend und verführerisch machte! Andere hatten es doch — andere, die gewiß nicht schöner waren als wie sie.

Warum war Onkel Julius, über den sie sonst durchaus nicht zu klagen hatte, gerade in diesem einen Punkte so sonderbar? Warum hütete er sie noch immer wie ein kleines Kind und hinderte sie durch seine Wachsamkeit, ihr Glück zu machen? Hätte er sich nur ein klein wenig duldsamer gezeigt, so wäre sie ja ohne Zweifel längst am Ziel ihrer Wünsche. Aber wie konnte sie jemals die Gattin eines Millionärs oder eines Grafen werden, wenn sie sich auf keine Bekanntschaft einlassen, keinen Herrenbesuch empfangen, keine Einladung annehmen durfte! Er, der sonst so Gefällige und Nachgiebige, war in solchen Dingen ganz unerbittlich. „Ich habe deiner Mutter auf dem Sterbebette gelobt, über dich

zu wachen, mein Kind," pflegte er zu sagen. „Und niemals werde ich zugeben, daß du dich wegwirfst."

Als wenn sie die Absicht gehabt hätte, sich wegzuwerfen! So viel Klugheit hätte er ihr immerhin zutrauen dürfen. Sie würde schon auf ihrer Hut sein und würde keine Dummheiten machen. Am wenigsten aus Liebe, wie er es zu fürchten schien. Vor solcher Versuchung hatte sie nicht die geringste Angst. Denn lieben würde sie sicherlich nur den Mann, der ihr alles gewähren konnte, was sie begehrte. Und unter den vielen, die den Versuch gemacht hatten, sich ihr zu nähern, wäre gewiß der eine oder der andere bereit gewesen, ihr als seiner angebeteten Gottheit alle die Schätze zu Füßen zu legen, nach denen ihr Herz verlangte.

Sie stand auf und entnahm einem Kommodenschubfach den Kasten, in dem sie die Briefe ihrer Verehrer aufbewahrte. Ihre Eitelkeit berauschte sich immer von neuem an diesen bald schwärmerischen, bald leidenschaftlichen, bald schüchternen und bald dreisten Huldigungen, die samt und sonders nur ihrer körperlichen Schönheit galten — jenem einzigen ihrer Vorzüge, auf den sie wirklich stolz war. Was man von ihrer Kunst, von ihrem Geist, von ihrem Charakter hielt, war ihr ziemlich gleichgültig. Wenn man nur ihre Schönheit bewunderte! Und wie sie ganze Stunden vor dem Spiegel zubringen konnte, so wurde sie nicht müde, wieder und wieder diese Briefe zu lesen, die für sie ja auch nichts anderes waren als ein Spiegel ihrer Schönheit.

Es war schwer zu begreifen, daß sie auch Reinhard Volckers schriftlichen Verzicht unter der Menge von Siegesbelegen verwahrte. Oft, wenn er ihr zwischen die Finger kam, war sie in Versuchung gewesen, ihn zu

zerreißen; aber sie hatte sich doch nie dazu entschließen können. Was sie davon abhielt, wußte sie freilich selbst nicht; denn es war kein tieferes Empfinden, das sich bei der Erinnerung an den jungen Schriftsteller in ihrer Seele regte. Ob es einen Tag, eine Stunde, einen Augenblick gegeben hatte, da sie in ihn wirklich verliebt gewesen war, sie hätte es auch bei gründlicher Selbstprüfung heute kaum noch sagen können. Sie hatte einzig die unbestimmte Empfindung, daß er anders gewesen war als alle die übrigen. Er war ihr vom ersten Augenblick an sonderbar vorgekommen, und sie hatte ihn später jedesmal, wenn sein Name erwähnt wurde, mit betonter Geringschätzung einen Narren genannt, aus einer Art von weiblichem Rachebedürfnis heraus; ihre wirkliche Meinung war es nicht. Sie konnte sich nicht so recht von Herzen darüber lustig machen, daß er die kleine, unschuldige Liebelei so schrecklich ernsthaft genommen und mit so großem Aufwand an Feierlichkeit eine Beziehung abgebrochen hatte, die sie selber nie für etwas anderes angesehen hatte als für ein flüchtiges Getändel. So töricht ihr das erschien, es war doch etwas darin, das ihr Achtung abnötigte. Vielleicht nur um der Ungeheuerlichkeit der Vorstellung willen, daß es einen Mann auf Erden gab, der sie in gewissem Sinn verschmäht hatte. Eine leise Sehnsucht, ihn wiederzusehen, war immer in ihr und malte die äußere Gestalt des Grafen oder des Millionärs, den sie früher oder später beglücken würde, in ihren Träumen beinahe immer mit Reinhard Volckers Zügen.

Eben hatte sie die Briefschatulle wieder an ihren Platz gebracht, als das heisere Gebimmel der Wohnungsglocke an ihr Ohr schlug. Sie hörte den schleppenden Schritt der dicken Vermieterin und dann ihre fettige, mürrische

Stimme: „Ja, das Fräulein ist zu Hause. Klopfen Sie nur an die Türe da.“

Beklommen ließ sie die Aufforderung zum Eintritt ergehen; denn es stellten sich zuweilen sehr unangenehme Leute ein, die für irgend etwas, das Onkel Julius zu bezahlen vergessen hatte, mehr oder weniger nachdrücklich ihr Geld verlangten. Aber der da auf der Schwelle erschien, war kein ungehobelter Gläubiger, sondern ein wohlgekleideter, hübscher, liebenswürdig lächelnder Herr, den Reta in freudiger Überraschung auf den ersten Blick wiedererkannte. „Jens Larssen!“ rief sie halb unwillkürlich. Und im nächsten Moment hatte er sich schon ihrer beiden Hände bemächtigt.

„Jawohl — Ihr alter Freund Jens Larssen, kleine Reta! Der sehr glücklich ist, Sie endlich wiederzufinden.“

Dabei machte er einen kecken Versuch, sie vollends an sich zu ziehen. Aber er hatte sich in ihrer Willfährigkeit getäuscht. Rasch hatte sie ihre Hände befreit und war um einen Schritt zurückgetreten. „Mein Onkel ist ausgegangen, Herr Larssen! Wenn Sie ihn sprechen wollen, müssen Sie in einer Stunde wiederkommen.“ Sie konnte recht hoheitsvoll aussehen, wenn es galt, einen Unbescheidenen in die geziemenden Schranken zurückzuweisen. Und der „Sänger zur Laute“ verstand sich hinlänglich auf das weibliche Geschlecht, um immer zu wissen, wie er sich einer Frau gegenüber verhalten müsse.

„Sie sind mir doch nicht böse? Ich freue mich ja so unmenschlich, Sie wiederzusehen.“

„Das verbiete ich Ihnen nicht. Aber Sie müssen wissen, daß ich sonst niemals einen Herrenbesuch annehme. Und nur wenn Sie sehr artig sind, kann ich Ihnen zuliebe eine Ausnahme machen.“

„Ich werde so artig sein, wie Sie wollen. Nur setzen Sie nicht länger diese ungnädige Miene auf. Die schöne Stunde, nach der ich mich so lange gesehnt habe, dürfen Sie mir auf keinen Fall verderben."

„Ihre Sehnsucht muß allerdings sehr groß gewesen sein. Seit anderthalb Jahren haben Sie kein Sterbenswörtchen von sich hören lassen."

„Ich bekenne mich schuldig. Aber Sie dürfen großmütig sein; denn ich allein habe dabei verloren. Bei Gott, Sie sind in der Zwischenzeit ja noch hundertmal schöner geworden."

„Wissen Sie mir gar nichts Gescheiteres zu erzählen? Wie haben Sie denn überhaupt den Weg hierher gefunden?"

„Ich las Ihren Namen auf dem Anschlagzettel des ‚Kolosseums', und ich lief spornstreichs ins Theaterbüro, um Ihre Adresse zu erfragen. Es ist ja merkwürdig genug, daß wir während dieser achtzehn oder neunzehn Monate nicht ein einziges Mal in der nämlichen Stadt zusammengetroffen sind."

„Werden Sie hier auftreten?"

„Ja, ich gebe in nächster Zeit in der ‚Harmonie' zwei Liederabende."

„Schade, daß ich Sie nicht hören kann. Aus Ihrem — wie hieß es doch? — Ketsch oder so ähnlich ist also nichts geworden?"

„Doch. Nach langem Suchen habe ich endlich meinen Dichter gefunden. Das Stück ist großartig. Während des Sommers arbeite ich meine Rolle aus. Und für den ganzen nächsten Winter bin ich bereits mit meinem Sketch fest vergeben. Im Berliner ‚Wintergarten' ist die Uraufführung."

„Wie heißt denn das Stück?"

„Der ‚Teufelswalzer‘. Famoser Titel — nicht wahr? Und eine Bombenrolle. Das Publikum wird aus dem Häuschen sein.“

„Spielen Sie das Stück ganz allein?“

„Nein. Es ist natürlich auch eine weibliche Rolle darin.“

„Und Sie haben schon eine Partnerin gefunden?“ Sie saß wieder in der Sofaecke und spielte zerstreut mit einer ausgefransten Quaste des Bezugs.

So gleichgültig ihre Frage klingen sollte, Larssen hörte doch die Spannung heraus, mit der sie auf seine Antwort wartete. Und er schien plötzlich unsicher zu werden. „Ich stehe allerdings in Unterhandlung,“ sagte er zögernd. „Das heißt: eigentlich habe ich schon halb und halb abgeschlossen. Aber damit ist nicht gesagt, daß sich die Sache nicht noch mit einem kleinen Opfer rückgängig machen ließe. Hätten Sie vielleicht Lust dazu, Fräulein Reta?“

Sie stellte sich höchlich überrascht. „Ich? Oh, daran ist doch nicht zu denken. Ich bin ja gar keine Schauspielerin.“

„Das wäre schließlich das wenigste. Die Darstellerin hat sehr wenig zu sprechen. Das Gebärdenspiel ist bei ihr die Hauptsache. Sie muß nur sehr schön aussehen und eine kleine Tanzeinlage recht pikant ausführen können. Ich begreife jetzt gar nicht mehr, daß ich dabei nicht zuallererst an Sie gedacht habe, kleine Reta.“

„Ach, reden wir nicht mehr davon. Es ist ja Unsinn.“

„Warum? Die Dame, die ich verpflichten wollte, kann Ihnen, was die Erscheinung betrifft, nicht das Wasser reichen, und das bißchen Schauspielerei würde ich Ihnen schon beibringen. Sagen Sie ja, und die

Sache ist abgemacht. Es würde ein Triumphzug werden — auch für Sie."

Sie merkte an der Lebhaftigkeit seiner Rede und an dem Glanz in seinen Augen, daß er wirklich meinte, was er sagte. Und nun gab auch sie die Komödie auf. „Ich möchte schon. Denn ich habe das Herumtanzen auf den kleinen Varietébühnen satt bis zum Ekel. Aber ich kann doch nicht darüber bestimmen."

„Warum nicht? Stehen Sie denn noch immer unter der Fuchtel des Direktors Martiny?"

„Unter der Fuchtel — wie das klingt! Ich bin doch keine Sklavin."

„Na also! Dann erklären Sie ihm einfach, daß Sie für den nächsten Winter mit mir abgeschlossen hätten. Und die Angelegenheit ist erledigt. Über die Bedingungen werden wir uns schon verständigen."

Die Tänzerin schüttelte den Kopf. „Nein, so geht es nicht. Ohne daß Onkel Julius einwilligt, kann ich mich auf nichts einlassen. Er ist doch auch mein gesetzlicher Vormund."

„Soll ich mit ihm reden?"

„Ich glaube nicht, daß das zweckmäßig wäre. Früher wenigstens war er nicht sehr gut auf Sie zu sprechen. Es ist wohl besser, wenn ich es versuche, ihn herumzubringen. Aber kann ich mich denn auch auf Sie verlassen?"

Jens Larssen legte die Hand aufs Herz. „Ehrenwort!"

„Kommen Sie heute abend ins ‚Kolosseum' und schicken Sie mir durch den Saaldiener einen Zettel in die Garderobe. Dann werde ich Ihnen auf demselben Wege sagen lassen, wo wir uns morgen treffen können. Denn ich möchte nicht, daß Sie wieder hierher kommen.

Schon wegen der Wirtin, die eine widerwärtige alte Hexe ist."

„Abgemacht. Und sorgen Sie dafür, daß unsere Wünsche in Erfüllung gehen. Übrigens — denken Sie noch an unser reizendes Abschiedsessen in Berlin, kleine Reta?"

„An das ‚Liebesmahl', wie es Doktor Gresser nannte. O ja, ich erinnere mich sehr gut."

„Ah, dieser Doktor Gresser! Sie wissen doch von seinem Riesenglück?"

„Ich habe keine Ahnung. Was ist ihm denn widerfahren?"

„Geerbt hat er, von einem kinderlos verstorbenen Bruder. Viele Hunderttausende. Man sprach sogar von mehreren Millionen."

„Was Sie sagen! Da wird er ja wieder ein nettes Leben angefangen haben. Aber ich gönne es ihm; er war doch ein sehr eigenartiger und liebenswürdiger Mann."

„Na, was die Liebenswürdigkeit betrifft — aber daß er ein gescheiter Kopf ist, gebe ich zu. Man zog immer den kürzeren, wenn man sich mit ihm einließ."

„Wissen Sie, wo er jetzt lebt?"

„Ich hörte, er sei auf große Reisen gegangen. Wollten Sie sich vielleicht mit ihm in Verbindung setzen?"

„Was fällt Ihnen ein! Aber wenn ich ihm einmal zufällig begegnen sollte, werde ich mich gewiß sehr freuen."

Nur eine kleine Weile noch plauderten sie; dann drängte Reta den Besucher zum Aufbruch. Sie wollte nicht, daß Onkel Julius ihn bei ihr antreffen sollte. Denn es kam öfter vor, daß er in schlechter Laune nach Hause zurückkehrte, und in solchem Fall konnte die unvermutete Begegnung leicht alles verderben.

Aber der Herr Direktor Martiny schien heute ungewöhnlich gut aufgelegt. Er erzählte, daß er einen alten Bekannten getroffen habe und von ihm zu einem sehr verschwenderischen Frühstück eingeladen worden sei. Da glaubte Reta, die günstige Gelegenheit wahrnehmen zu sollen, und kam etwas vorschnell mit ihrer Erzählung von Jens Larssens Besuch und von seinem verlockenden Vorschlag zutage. Daß sie damit eine große Ungeschicklichkeit begangen hatte, wurde ihr freilich sehr bald klar, denn des Onkels gute Laune war mit einem Male verflogen. Eine bis zum Rande gefüllte Schale des Ingrimms goß er über das Haupt des „Sängers zur Laute" aus. Er fand es unverschämt, daß Larssen gewagt hatte, Reta in seiner Abwesenheit aufzusuchen, und nannte sein Anerbieten eine geradezu beispiellose Frechheit.

„Du hast doch nicht im Ernst daran geglaubt, daß ich dich diesem Wüstling ausliefern würde? Den Hals werde ich ihm brechen, wenn er sich untersteht, dir noch einmal nahe zu kommen."

Das Übermaß seines Zornes weckte Retas Trotz. Sie hatte sich im Geiste bereits als gefeierte Schauspielerin gesehen. Und das Wohlgefallen an Jens Larssens bestechender Männlichkeit hatte den holden Zukunftstraum noch verführerischer gemacht. Darum empfand sie seine brutale Zerstörung als eine himmelschreiende Ungerechtigkeit. „Ich weiß nicht, Onkel Julius, was du gegen Larssen hast. Er ist doch ein großer Künstler, und als seine Partnerin würde ich gewiß mein Glück machen."

„Ins Elend würde er dich stürzen," schrie Direktor Martiny. „Auf die Straße würde er dich bringen — jawohl, auf die Straße! Und beim Andenken deiner

herrlichen, unvergeßlichen Mutter schwöre ich — Na, einerlei! Es wird nichts daraus. Ich will nichts mehr davon hören."

Er rannte in seine Stube, wo ihn Reta mit hallenden Schritten auf und nieder stürmen hörte. Sie weinte erst ein bißchen. Dann wischte sie sich mit dem angefeuchteten Handtuch die Augen aus und stellte sich vor den Spiegel. Der war ihr getreuer Freund und ihr nie versagender Tröster in allem Herzeleid. Und heute vollends mußte er ihr wohl allerlei süße, verlockende Dinge zugeflüstert haben. Denn als es Zeit war, ins Theater zu fahren, und als Onkel Julius stark ernüchtert und etwas beklommen den Kopf zur Tür hereinsteckte, lächelte seine schöne Nichte ihm wieder ganz freundlich zu.

„Na, Kind, du hast dir die törichte Geschichte inzwischen aus dem Sinn geschlagen, nicht wahr?"

„Was für eine Geschichte, Onkel Julius?"

„Das mit dem Schürzenjäger, dem Larssen, meine ich."

„Ach, darüber wollen wir nicht weiter sprechen, Onkel! Du wolltest ja nichts mehr davon hören."

Zärtlich streichelte er ihre Wange. „Du bist ein liebes, vernünftiges Mädel."

Am nächsten Vormittag erschien Reta mit kaum halbstündiger Verspätung in der Konditorei „Edelweiß", wo Jens Larssen geduldig auf sie gewartet hatte. Sie machte ein tiefernstes Gesicht und teilte dem „Sänger zur Laute" wehmütigen Tones mit, daß an ihre Mitwirkung im „Teufelswalzer" nicht zu denken sei.

„Onkel Julius wird niemals seine Zustimmung geben," erklärte sie, „niemals! Er war außer sich, als ich davon sprach. Beinahe hätte er mich geschlagen."

Jens Larssens Entzücken wäre wahrscheinlich in

mäßigen Grenzen geblieben, wenn sie mit einem zusagenden Bescheid gekommen wäre; diese unerwartete Absage aber reizte ihn und regte ihn auf. Außerdem fand er sie heute schöner und begehrenswerter denn je. Und als ein Mann, der gewöhnt war, die Erfüllung seiner auf den Besitz eines weiblichen Wesens gerichteten Wünsche für selbstverständlich zu halten, setzte er sofort sein ganzes Temperament für die Beseitigung des unvorhergesehenen Hindernisses ein. „Wenn Martiny Sie auf so unerhörte Weise tyrannisiert, müssen Sie ihm eben den Gehorsam kündigen. Sie sind doch kein Kind mehr."

„Nein. Aber Onkel Julius ist mein gesetzlicher Vormund. Und ich bin noch minderjährig. Ohne seine Einwilligung kann ich keinen Vertrag abschließen."

„Wozu brauchen wir auch einen Vertrag? Ist mein Wort, das Wort eines Ehrenmannes, Ihnen nicht genug?"

„Es geht nicht. Sie müssen doch einsehen, daß es nicht geht."

„Nein, das kann ich durchaus nicht einsehen. Ich will Sie für meinen ‚Teufelswalzer' haben — ich muß Sie dafür haben. Koste es, was es wolle."

Reta betupfte mit dem Taschentuch ihre Augen. „Wie stellen Sie sich's denn vor, daß es gehen sollte?" fragte sie weinerlich. „Ich bin ja wie in einem Gefängnis."

„Sie könnten doch einfach durchbrennen. Gegen einen Tyrannen hat man keine Verpflichtungen."

„Um dann mit Ihnen in der Welt herumzuziehen? Das wäre ja wie eine Entführung."

„Nun, und wenn es so wäre? Scheint Ihnen der Gedanke so schrecklich?"

„Damit Sie mich eines schönen Tages schmählich sitzen lassen. Nein, ich danke."

„Wofür halten Sie mich? Ich bin ein Ehrenmann und ein Kavalier."

„Ach, in solchen Sachen gibt es keine Ehrenmänner. Und die Kavaliere sind die allerschlimmsten. Geben Sie sich keine Mühe, Herr Larssen! Darauf würde ich doch niemals eingehen."

„Sie haben mich also gar nicht ein bißchen lieb?"

„Vielleicht ist es gerade deshalb, daß ich es nicht tun will."

Sein Blut war in Wallung geraten, und die flüchtige Laune wurde zu leidenschaftlichem Begehren.

„Sagen Sie, was ich tun soll, Sie von meiner Ehrenhaftigkeit zu überzeugen. Ich bin zu allem bereit."

„Zu allem? Das sind doch bloß Redensarten."

„Aber ich schwöre, daß ich es redlich meine. Geh mit mir, und ich werde nie mehr einer andern gehören als dir."

Die Tänzerin zog ihren Schleier über das Gesicht herab und stand auf. „Nein, ich will mich nicht unglücklich machen lassen, wie Sie sicherlich schon viele unglücklich gemacht haben. Es ist besser, wir sehen uns niemals wieder. Leben Sie wohl!"

Er wollte sie halten; aber sie ging raschen, schwebenden Schrittes zur Tür. Und wenn er nicht Aufsehen erregen wollte, durfte er ihr nicht folgen.

Reta Martiny war mit sich selber höchlich zufrieden. Sie hatte so viele Romane gelesen, daß es ihr großes Vergnügen machte, sich endlich auch als handelnde Person in einem Roman zu fühlen. Zumal sie die beruhigende Gewißheit hatte, daß ein tragischer Aus-

gang nicht zu befürchten war. Wie auch immer das Spiel weitergehen mochte, es würde unter allen Umständen eine Abwechslung in das langweilige Einerlei ihres Lebens bringen. Von Liebe war dabei nicht die Rede. Und wenn sie den schönen Lautensänger mit Reinhard Volcker verglich, fühlte sie sich sogar geneigt, Onkel Julius recht zu geben, der Jens Larssen einen eingebildeten Gecken nannte. So konnte sie ohne übergroße Erregung die fernere Entwicklung ihres kleinen Romans abwarten. Und es machte sie keineswegs unglücklich, daß Jens Larssen ein paar Tage lang nichts von sich hören ließ.

Dann aber brachte ihr während der Vorstellung der Saaldiener wieder ein Briefchen von ihm in die Garderobe. Larssen beschwor sie in leidenschaftlichen Ausdrücken um eine nochmalige Unterredung. Und sie schrieb zurück, unter der Bedingung, daß es endgültig die allerletzte sei, wolle sie seine Bitte gewähren. Sie trafen sich in der Konditorei, aber — gewitzigt durch seine erste üble Erfahrung — bestand Larssen auf einem gemeinsamen Spaziergang. Und Reta sagte nicht nein. Als sie sich eine Stunde später von ihm trennte, brannten ihre Wangen in heißer Glut und ihr Herz klopfte so ungestüm wie nie zuvor. Ihr Roman hatte eine Wendung genommen, an die sie niemals im Ernst gedacht hatte. Die Führung der Handlung war ihren kleinen Händen entglitten. Keine der zahllosen Heldinnen, deren Schicksal sie mit gespannter Teilnahme verfolgt hatte, war willenloser einem unabwendbaren Verhängnis preisgegeben gewesen als sie.

Am nächsten Vormittag stellte sich Jens Larssen bei dem Direktor Martiny ein, um in aller Form die Hand seiner Nichte zu erbitten. Onkel Julius hatte einen

kleinen Tobsuchtsanfall; aber der Lautensänger saß noch immer mit seelenruhigem Lächeln auf seinem Stuhl, auch als ihm bereits zum drittenmal die Tür gewiesen worden war. Und nach einer knappen halben Stunde war der Widerstand des armen Impresarios gebrochen.

Reta ließ sich willig von ihrem Verlobten küssen. Und so lange wenigstens, als sie seine Lippen auf den ihrigen fühlte, schien es ihr gar nicht mehr so unbegreiflich, daß es nun doch weder ein Graf noch auch nur ein einfacher Millionär war, dem sie ihre angebetete Schönheit als Gegengabe für seinen Namen darbringen sollte.

Seitdem er, wie Herr Suterland selbst es zu nennen pflegte, die „Stütze" des Prokuristen geworden war, hatte Doktor Reinhard Volcker reichlich Gelegenheit, sich mit allen Zweigen des Steinsdorffschen Verlagsbetriebes vertraut zu machen. Und er machte davon vielleicht eifriger Gebrauch, als es dem Geschäftsführer lieb war. Denn obwohl er offenbar von dem Kommerzienrat den ausdrücklichen Auftrag hatte, Volcker in alles einzuweihen, was dem jungen Mann zu wissen not tat, um das Gebiet seines Wirkens ganz zu übersehen, spielte er doch gerne in vielen Dingen auch ihm gegenüber den Geheimnisvollen. Immer wieder ließ er ihn merken, daß es in jedem Geschäftshause ein Allerheiligstes gäbe, in das niemand außer den verantwortlichen Leitern Einblick gestattet werden dürfe. Aber er tat es freilich nicht mehr in der früheren schroffen Form; er behandelte vielmehr seinen Gehilfen trotz des Altersunterschiedes wie einen Freund, und er konnte namentlich dann, wenn ihre Ansichten in der Sache auseinander gingen, eine beinahe süßliche persönliche Liebenswürdigkeit ent-

wickeln, um Volcker durch schmeichelnde Überredung auf seine Seite zu ziehen.

Bald nach der großen Veränderung in Reinhards Stellung hatte er ihn mit einer Einladung in sein Haus beehrt, und zwar in so eindringlicher Form, daß eine Ablehnung einer Unhöflichkeit gleichgekommen wäre. Volcker hatte in der Gattin des Prokuristen eine unbedeutende Frau kennen gelernt und erst bei dieser Gelegenheit erfahren, daß Herr Suterland auch eine Tochter habe. Sie hatte ihm auf den ersten Blick nicht über die Maßen gefallen; aber nach und nach war doch eine gewisse Teilnahme für sie in seinem Herzen aufgekeimt. Der Aufforderung ihres Vaters folgend, hatte sie sich nach dem Essen an den Flügel gesetzt, um einige Musikstücke zu spielen, und Volcker war aus ehrlicher Überzeugung sehr freigebig gewesen mit seinem Lob. Da erzählte sie, daß es der große Traum ihres Lebens gewesen sei, eine berühmte Konzertpianistin zu werden. Alle die holden Knospenjahre, die für viele Mädchen voll tändelnder Heiterkeit sind, waren für sie Jahre der unermüdlichen Arbeit gewesen. Sie hatte das Konservatorium besucht und war von ihren Lehrern den anderen Studierenden immer wieder als ein Muster rastlosen Fleißes und ernsten Strebens hingestellt worden. Aber es hatte dann doch mit einer bitteren Enttäuschung geendet. Denn in ihrer Begabung war eine Lücke, die sich mit allem Üben und Studieren nicht ausfüllen ließ: es fehlte ihr an dem für eine Konzerttätigkeit unerläßlichen musikalischen Gedächtnis. Der erste Versuch, frei zu spielen, wurde ihr zu einem niederschmetternden Mißerfolg. Sie war mitten in einer Beethovenschen Sonate, obwohl sie sie schon hundertmal vorher gespielt hatte, hilflos stecken geblieben. Und seit jenem schrecklichen Abend würde

sie sich um nichts in der Welt mehr entschlossen haben, das Podium eines Konzertsaales zu betreten.

Jetzt spielte sie, wie sie sagte, nur noch zu ihrem eigenen Vergnügen und gab hier und da einer besonders veranlagten Schülerin Klavierunterricht. Auch dem Töchterchen des Kommerzienrats Steinsdorff war sie bis zu Trautes Übersiedlung in das Schweizer Pensionat Lehrerin gewesen, und sie sprach in Ausdrücken großer Zärtlichkeit von den bezaubernden Eigenschaften dieses liebenswürdigen Kindes. Unter der großen Enttäuschung aber schien sie doch recht schwer gelitten zu haben. Etwas altjüngferlich Spitziges und Galliges, das auch durch ihre überströmende Freundlichkeit nicht ganz verwischt werden konnte, war in ihrem Gesicht und machte sie bei ihren fünfundzwanzig Jahren alt.

Solche Stiefkinder des Glückes waren immer Volckers Teilnahme gewiß. Um dieses bedauernswerten jungen Mädchens willen hatte er sich entschlossen, seinen Verkehr mit der Familie Suterland fortzusetzen, obschon der Prokurist als Gastfreund und Familienvater nicht sympathischer wirkte als im Kontor, und die Beschränktheit seiner Frau immer erschreckender zutage trat. Fräulein Ernestine aber machte kaum ein Hehl daraus, wie gern sie ihn kommen und wie ungern sie ihn scheiden sah. Und sie hatte immer irgendeine vertrauliche Mitteilung oder ein kleines Geständnis in Bereitschaft, die ihm beweisen sollten, wie vollständig sie ihn schon als Freund betrachtete.

Bedeutete diese mühelos gewonnene Freundschaft für Volcker kaum einen Gewinn, so fühlte er sich durch eine andere, die von Monat zu Monat herzlicher wurde, wahrhaft bereichert. Das war seine Freundschaft mit dem Dragonerleutnant Bruno v. Heldringen, dem

Neffen des Kommerzienrats, einem Brudersohn seiner Frau. Auf einer gemeinschaftlichen Reise nach dem schlesischen Dorfe Reimsbach, wo die große Papierfabrik Steinsdorffs und die von ihm geschaffene Arbeiter-kolonie standen, war die Bekanntschaft zwischen den ungefähr gleichaltrigen jungen Männern geschlossen worden. Der Kommerzienrat, als dessen Begleiter sie die Fahrt unternahmen und der seiner häuslichen Sorgen wegen ein ziemlich schweigsamer Gesellschafter war, überließ die beiden von vornherein ganz sich selbst, und es war beinahe verwunderlich, wie rasch sie einander nahe kamen. Daß sie damit einem geheimen Wunsche Klemens Steinsdorffs entsprachen, ahnten sie damals nicht.

Bruno v. Heldringen verdankte seinem Oheim sehr viel. Er war noch ein Knabe gewesen, als Klemens Steinsdorff sich des früh verwaisten und von Haus aus wenig begüterten Neffen angenommen hatte. Waren später seine kleinen Abenteuer zumeist von ziemlich harm-loser Art und seine Schulden nie belangreich, so steckte ihm doch eine gewisse Dosis von Leichtfertigkeit von den Heldringenschen Ahnen her im Blute und verführte ihn hier und da zu Seitensprüngen, die dem Verlags-buchhändler bei dem Ernst seiner Lebensauffassung mißfielen. Da war ihm wohl, nachdem er Reinhard Volckers Wesen und Charakter in aufmerksamer Beob-achtung bis auf den Grund erforscht zu haben glaubte, ein engeres Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden als von gleichem Vorteil für jeden von ihnen erschienen: die moralische Festigkeit und die Gesinnungslauterkeit Volckers mußten auf Bruno ebenso günstig einwirken wie die sprudelnde Frische und die unverwüstliche Lebens-lust des jungen Offiziers auf die grüblerischen und ein-

siedlerischen Neigungen seines jungen Mitarbeiters. Seine Rechnung trog ihn nicht. Die Offenheit und die Herzenswärme, die jedem von ihnen eigen waren, hatten bald eine Brücke gegenseitigen Verständnisses zwischen ihnen geschlagen, und schließlich hatten einige freundliche Zufälle das Ihrige getan, um das Band zu schlingen, das sie jetzt, nach ungefähr sechsmonatiger Bekanntschaft, verknüpfte.

In den Kreis seiner Kameraden allerdings hatte Heldringen den Freund trotz mancher Versuche nicht zu ziehen vermocht; hier stieß er auf Reinhard Volckers entschiedenen Widerstand. „Jedem von uns sind durch Herkunft, Beruf und Neigung die Grenzen gezogen, innerhalb deren er seine Kräfte und seine Gaben entfalten mag," sagte Reinhard. „Und ich halte es für ein Grundgesetz angewandter Lebensklugheit, diese Grenzen nicht zu überschreiten. Wir beide — das ist etwas anderes. Wir haben uns als Menschen liebgewonnen, und unser Freundschaftsverhältnis wird nicht berührt von Standesvorurteilen oder Kastenunterschieden. Im Kreise deiner Kameraden aber wäre ich in einer fremden Welt, die mir für die Bereicherung meines Lebens nichts zu bieten hätte, und der ich schließlich doch nichts anderes bedeutete als einen mehr oder weniger lästigen Mitläufer."

Bruno hatte ihm im stillen recht geben müssen, und wenn sie sich auch bei den vielfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen des Oberleutnants nicht allzuhäufig sahen, waren ihre Zusammenkünfte für jeden von ihnen doch desto erfreulicher und ersprießlicher. Dem mäßigen Zerstreuungsbedürfnis Volckers geschah damit volles Genügen. Die bedeutende Erhöhung seines Gehaltes war für ihn keine Versuchung, sich in Vergnügungen zu

stürzen, und nach Liebesabenteuern stand ihm jetzt, da das zweite Jahr seiner Tätigkeit im Hause Steinsdorff zu Ende ging, der Sinn noch ebensowenig wie im ersten.

Auch an Reta Martiny dachte er nicht mehr so häufig, und seine Sehnsucht, sie wiederzusehen, war zu einem stillen und ruhigen Hoffen geworden. Nur daß er ihre Spur nicht mehr verfolgen konnte, war ihm schmerzlich. Auf seine Erkundigung bei der Artistenzeitschrift erhielt er den Bescheid: man sei dem Namen der Tänzerin in den vorliegenden Programmen seit einer Reihe von Monaten nicht mehr begegnet und nehme an, daß die Dame ihren Artistenberuf zeitweilig oder dauernd aufgegeben habe. Diese Nachricht konnte seinen Glauben an ein Wiederfinden nicht zerstören, wenn es auch in jüngster Zeit gar vieles gab, das ihm ein Schwelgen in Erinnerungen oder Zukunftsphantasien verwehrte. Die seit langem geplante Monatschrift sollte ins Leben treten, und es galt, den Plan des groß angelegten Unternehmens bis in die kleinsten Einzelheiten auszuarbeiten. Der Kommerzienrat selbst konnte sich wenig damit befassen; denn er war seit einiger Zeit von ernster Sorge bedrückt. Der von jeher sehr zarte Gesundheitszustand seiner Frau hatte sich in besorgniserregender Weise verschlechtert; die Ärzte erklärten endlich, daß ein längerer Aufenthalt der Patientin in einem milderen Klima für ihre Wiederherstellung unerläßlich sei. Klemens Steinsdorff brachte seine Gattin selbst nach dem südlichen Kurort, in den zu ihrer Gesellschaft nun auch die Tochter aus dem Schweizer Pensionat übersiedeln sollte. Suterland und Volcker sollten während seiner Abwesenheit gemeinschaftlich die Vorarbeiten für die neue Zeitschrift erledigen.

Dabei aber geschah es zum erstenmal, daß die ab-

weichenden Anschauungen der beiden leitenden Männer zu schärfstem Gegensatz wurden. Volcker wußte, daß das geplante Unternehmen für Klemens Steinsdorff nicht weniger eine Herzensangelegenheit war als für ihn selbst, und er stand den Fragen, die zunächst entschieden werden mußten, mit ungleich tieferem Verständnis gegenüber als der einzig von der Rücksicht auf geschäftliche Interessen geleitete, überdies in einem Wust überlebter Vorurteile befangene Prokurist. Aber vielleicht gerade, weil er die Überlegenheit des Jüngeren fühlte, blieb Suterland allen Vernunftgründen gegenüber unzugänglich und hartnäckig. Eine Verständigung durch beiderseitiges Entgegenkommen schien unmöglich, und nur, wenn der eine oder der andere einfach nachgab, konnte dem Kommerzienrat bei seiner Rückkehr der fertige Plan der Zeitschrift als ein Ergebnis gemeinsamer Tätigkeit vorgelegt werden. Das durch die Fügsamkeit Volckers zu erreichen, war Suterlands heißes Bemühen. Wenn er das Ansehen seiner Stellung wahren wollte, durfte er unter keinen Umständen unterliegen. Und er ließ wochenlang kein Mittel unversucht, sich den Sieg zu sichern. Daß Volcker aller schmeichlerischen Beredsamkeit zum Trotz nicht um Haaresbreite von seiner Überzeugung wich, reizte und verstimmte ihn offenbar aufs tiefste. Aber nur in Mienen, Gesten oder halben Worten gab sich das kund; im allgemeinen schien er mehr denn je darauf bedacht, seinem Verhältnis zu Volcker äußerlich den bisherigen freundschaftlichen Charakter zu erhalten. Und für Reinhard lagen die sachlichen Meinungsverschiedenheiten so weitab von allem Persönlichen, daß es ihm gar nicht in den Sinn kommen konnte, sein achtungsvoll freundliches Verhalten gegen den bejahrten und verdienten Mitarbeiter des Hauses zu ändern.

Als er eines Tages in der verbindlichsten Form zur Feier von Fräulein Ernestines Geburtstag eingeladen wurde, bemühte er sich darum auch nicht, nach Vorwänden für eine Ablehnung zu suchen. Mit einem schönen Blumenstrauß machte er sich auf den Weg, in Ergebung bereit, seinem Mitleid für die verkannte Künstlerin ein paar verlorene Stunden zu weihen. Ernestine Suterland empfing ihn allein. Sie hatte unverkennbar alles aufgeboten, sich so hübsch als möglich zu machen, und sie war von bezaubernder Liebenswürdigkeit, als sie dem Glückwünschenden dankte. Aber während der darauf folgenden Unterhaltung — ihre Eltern blieben seltsamerweise noch immer unsichtbar — trat eine eigentümliche Veränderung in ihrem Benehmen ein. Sie kämpfte ersichtlich mit großer Anstrengung gegen eine Traurigkeit, die sie zu überwältigen drohte, und blickte so schwermütig vor sich hin, daß Volcker schließlich gar nicht umhin konnte, sie nach der Ursache ihrer Betrübnis zu fragen. Sie führte schluchzend das Taschentuch an die Augen und stammelte, daß sie sehr unglücklich sei. Dann schlug sie mit seelenvollem Blick die tränengefüllten Augen zu ihm auf. „Niemand könnte mir helfen als Sie allein. Aber ich weiß wohl, daß Sie es nicht tun werden."

Volcker war verdutzt, und ein Gefühl des Unbehagens wollte sich in ihm regen. Gewiß war er zu jedem Dienst bereit, den er dem armen Mädchen erweisen konnte; aber es verlangte ihn nicht, der Vertraute ihres Herzenskummers zu werden. Die Versicherung seiner Hilfswilligkeit klang darum vielleicht etwas weniger warm und herzlich, als es Fräulein Ernestines Wünschen entsprochen hätte. Und die äußeren Anzeichen ihrer Niedergeschlagenheit traten infolgedessen noch augenfälliger zutage.

„Nein, ich glaube nicht daran. Die Männer sind so eigensinnig und so rechthaberisch. Wenn sie auch nur das geringste von ihrer sogenannten Überzeugung aufgeben sollen, ist ihr Opfermut schon zu Ende."

„Bezieht sich das auf mich, Fräulein Suterland?"

„Das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Sie wissen recht gut, wie schwer mein armer Vater unter den Mißhelligkeiten mit Ihnen leidet."

„Mißhelligkeiten?" wiederholte er stirnrunzelnd. „Davon weiß ich nichts, das ist wohl ein Irrtum."

„Sie mögen es anders nennen. Ich verstehe mich nicht darauf, meine Worte diplomatisch zu wählen. Aber im Grunde ist es doch nur das. Ihnen wird mein Vater ja vielleicht nicht zeigen, wie bitter er gekränkt ist. Uns aber schüttet er sein Herz aus. Und Sie müssen mir nachfühlen können, was ich dabei empfinde."

(Fortsetzung folgt.)



Zugvögel auf der Wanderschaft

Von A. Wesemüller

Mit 7 Bildern

I.

Wie sie die Wanderfahrt ausführen.

Es ist ein Bild von Schönheit und Größe, wenn im Herbst oder Frühjahr die wandernden Vogelscharen am Himmel dahinziehen, wenn die Völkerhorden zwitschernd vom Rheintal hinauf durch die burgundische Pforte kommen, das bunte Vagantengemisch in den Alpenpässen und die Millionenheere, die über die Kurische Nehrung oder die deutsche Festungsinsel der Nordsee hinweg den Wohnsitz wechseln, in die Ferne streben.

Wann und wo immer unser Auge einer solchen Erscheinung des Vogellebens begegnet, stehen wir gefesselt und blicken ihr nach in angeregtem Gedankenspiel, dessen Abbild sie uns dünkt, frisch bewegt und frei von aller Erdenschwere. Und doch ist nicht der Schwarm im luftigen Raum ganz und gar so aller Weltlast entrückt, wie unsere Wünsche es sein möchten. Der Aufstieg weit über Tal und Höhen hat seine Schicksale, der erhaben gleitende Fittich vermag irdischer Gebundenheit nicht ganz zu entfliehen. Gefahren aller Art erwarten die unter den Wolkenbogen Pilgernden, mühselig und zwangvoll ist das Mitfliegen im Zug, und das am Ziel liegende Land erweist sich nicht immer als gastlich.

Manche Vögel weichen nur ungern und erst im letzten Augenblick dem nahenden Winter. Singdrossel, Bachstelze gehören dazu, Dohle, Rotschwanz und Star, Habicht und Sperber, Steinkauz und Reiher. Bei

mildem Wetter versuchen sie auch wohl, ganz zu bleiben. Die Schwimmvögel auf den Nordseewatten gehen erst dann zu den südlicheren Binnenseen, wenn ringsum auf weite Strecken das Wasser völlig zugefroren ist. Geradezu Schritt für Schritt vorwärts drängen lassen sich manche Wanderflieger Nordamerikas, Schritt für Schritt, wie die absterbende Natur ihren sommerlichen Teppich wieder aufrollt.

Im übrigen verraten schon die Vorbereitungen, daß die große Umsiedlung den Vögeln als etwas Schweres und Unerbittliches gilt. Sobald die Jungen aufgewachsen sind und die erste Winterbefiederung angelegt haben, tun die Familien, die bis dahin einzeln lebten, sich zusammen. Größer und größer wird die Zahl der Ankommenden, immer lebhafter ihr Gebaren, vielstimmiger und lauter ihr Geschrei an den Sammelplätzen. Nomadenhaft streifen sie umher, unruhig von einer Futterstelle zur anderen. Immer weiter täglich dehnt sich die Flugbahn, bis schließlich die eigentliche große Fahrt beginnt. Man kann beobachten, wie die Alten ihre Kinder mit Schnabelhieben antreiben, wenn diese, als ahnten sie Schlimmes, den Anschluß verweigern. Schwächlinge, die den Strapazen als nicht gewachsen erscheinen und unterwegs ein Hemmnis bilden würden, sollen manchmal sogar zu Tode gehackt oder doch aus der Gemeinschaft verjagt werden. Nicht Willkür und Zufall leiten das gesamte Beginnen; wie eine regelrechte Mobilmachung vielmehr mutet es an, vor sich gehend nach hergebrachter Sitte und festem Gesetz. Jedes einzelne Geschöpf scheint seinen festen Gestellungsort, seinen bestimmten Truppenteil zu haben, bei dem es sich einzufinden hat. Von den Störchen der Rheinebene weiß man, daß ihr Treffziel die Gegend von

Basel ist. Dahin kommen auch die Kameraden vom Main und aus der Wetterau, nachdem sie sich vorher auf einer Wiese bei Königstädten vereinigt haben. Daß ältere Tiere bei all den Veranstaltungen das Wort führen und die Leitung übernehmen, können aufmerksame Zuschauer immer wieder entdecken.

Der Aufbruch und die Fahrt selber zeigen unverkennbar die große Aufregung der Teilnehmer. Sie äußert sich nicht nur in dem lauten, fast ununterbrochenen Stimmengewirr und in dem ungeduldigen Geflatter. Auch die bunte Zusammensetzung, die oft durch unterwegs hinzukommende fremde Arten entsteht, läßt auf eine menschlich nervösem Reisefieber verwandte Stimmung schließen. Vergessen ist der große Unterschied, ja sogar die sonst Arten trennende Feindschaft. Krähen ziehen vermischt mit kleinen, ängstlichen Gesellen. Über den Brennerpaß schwärmt es, gleich und gleich wohl gesellt in der Masse, sonst aber in planloser Folge von Drosseln, Wachteln, Nachtigallen, Holz- und Turteltauben, Seefliegern und Laufvögeln, kleinen und kleinsten Schilf- und Heckengästen, ein Heer, mannigfaltiger als die Afrikanertruppen Hannibals mit ihren Elefanten und die Kriegerreihen Karls des Großen, Barbarossas und Napoleons zusammengenommen, die hier einst die Alpen überschritten. Auch das Rheintal und die Rhone sehen ähnlich zusammengewürfelte Bilder und, noch vergrößert, in Amerika der Missouri und Mississippi.

Selbst bei umziehenden Raubvögeln sieht man nicht selten Mitwandernde. Bei Falken und Sperbern, die am Ziele mit kleineren Vögeln ankamen, hat man den Magen untersucht: die Tiere waren fast ausgehungert, ein Beweis, daß sie sich auf dem Zuge an ihren Reise-

gefährten zumeist nicht vergreifen. Die Erregung bei der so tief in alle ihre Gewohnheiten einschneidenden Aufenthaltsänderung ist offenbar auch bei ihnen zu groß, um Nahrungsgedanken viel Platz zu lassen. Unbehelligt ziehen darum ihre sonstigen, meistens viel schwächeren Opfer jetzt neben ihnen, unbehelligt und auch unbekümmert. Alle beseelt eben nur der eine Gedanke: „Vorwärts, unaufhaltsam vorwärts zum Ziel!" Reichliche Furcht bleibt's dabei immerhin, die ihre Flügel treibt; aber sie hat eine andere Richtung, gilt den Beschwerden des Wegs, den Tücken der Elemente und dem außerhalb des Schwarmes denkbaren Feind.

Soweit die Arten gesondert bleiben, nehmen die meisten eine bestimmte Flugordnung an, zum Zweck des geschlossenen Beisammenbleibens, des Überblicks und der Abwehr gegen umherstreifende Eindringlinge. Jedermann kennt die Keilstellung der wandernden Kraniche. Ähnlich ziehen wilde Enten, Gänse, meist auch die Störche. In dem Spitzenführer wird dem Ganzen ein fester Halt gegeben. Hinter ihm verbreitert sich die Gefolgschaft in der Weise, daß für jeden offene Bahn und freies Blickfeld bleibt. So kann kein Mitglied trotz des pfeilartig stoßenden Fluges den anderen stören, und kommt von irgendeiner Seite ein befiederter Angreifer, so ist leicht, ohne Störung der Aufstellung, gegen ihn Front gemacht. Dieselben Vorteile wie die Keilform bietet die schräge Linie der Kiebitze und Regenpfeifer; durch Wendung des einzelnen und nur geringe Schwenkung des Ganzen, sieht sich ein Gegner vor der ganzen drohenden Schnabelreihe.

Unabsehbar hinter und nebeneinander fliegen gewöhnlich die kleineren Vögel, Schwalben, Finken,

Meisen, Bachstelzen, jedes dabei in lebhaft unruhigen, beständig den Platz wechselnden Linien. Die Stare vollführen einen richtigen Wirbelflug. Indem einer wie der andere unaufhörlich nach dem endlos fortschreitenden Mittelpunkte des Schwarmes kreist, entsteht der Anblick eines sich vorwärts wälzenden Ballens.



Ein Flug Spießenten.
Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Diese Taktik und das tausendstimmige Geschrei dienen bei ihnen ohne Frage ebenfalls als Schreckmittel.

Geradezu in Schlachtreihe bewegt sich eine an der chilenischen Küste wandernde Mövenart, der Scherenschnabel: in streng getrennten, staffelförmig über-, neben- und nacheinander aufgestellten Kolonnen rückt das Ganze vor, wie ein einheitlich geführtes großes Geschwader. Bei uns zeigen die Flüge des Rotschenkels ein ähnliches Gefüge in ihren Parallelketten.

Offenbar weil ihre Flügelkraft für den Massenflug

nicht ausreicht, legen verschiedene Vögel ihren Weg in nur kleinen Gesellschaften oder auch einzeln zurück, wie Nachtigall, Amsel und Wiedehopf, familienweise gewöhnlich Wachtel, Heidelerche und Gimpel. Sie schleichen und fressen sich von Gebüsch zu Gebüsch. Die europäischen Wachteln schließen sich kurz vor dem Überqueren des Mittelmeers zu großen Scharen zusammen. Es ist, als wenn sie jetzt, wo alle Deckung aufhört, eine Zuflucht in der Gemeinschaft suchten.

II.

Reisenöte.

Trotz aller Maßregeln bleibt die Reise für viele der Beteiligten ein Leidensweg. Man denke, ein zierliches Geschöpf, wie die weiße Bachstelze, legt zuweilen den Weg zurück von Grönland bis zum innersten Afrika. Unser Wiedehopf und der bogenschnäblige Strandläufer unserer Küste sind im Winter auf Madagaskar wiederzufinden. Nordische Graugänse gehen bis Nordwestafrika, China und Ostindien, Störche und Kraniche außer bis zum Süden Afrikas ebenfalls bis Indien. Von einem Storch, der einen Erkennungsring trug, steht zweifelsfrei fest, daß er auf seinem Herbstfluge sich 9600 Kilometer weit von der Zeichnungsstelle entfernt hatte. Das wäre also eine Strecke, zu der bei uns ein ununterbrochen fahrender Schnellzug volle fünf Tage brauchte.

Die Zugvögel rasten nur im alleräußersten Zwangsfalle. Gönnen die ganz von ihrem Vorhaben Erfaßten sich doch kaum Zeit zur notdürftigsten Nahrungsaufnahme und, wie man es zum Beispiel von den Kranichen weiß, ebensowenig zum Schlafen. Von den Wachteln ist aus der Bibel bekannt, wie sie vom Roten Meere

herangeweht kamen und flugmatt dem Volke Israel eine willkommene Beute wurden. Auf die gleiche Weise erliegt das Tier heute noch der Bevölkerung der Zykladen alljährlich zu vielen Tausenden. Bei uns in Deutschland, in der oberrheinischen Ebene und den Alpenvorländern, fallen die Herbstzügler willenlos weithin in Flur und Gehege ein und brauchen lange, bis sie sich zu erneuter Auffflugskraft erholen. Gleiches



Dohlen, zur Nachtruhe eingefallen.
Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

geschieht in den Donauniederungen, in Griechenland und in Italien. Helgoland bietet für viele der Einkehrenden nur einen recht armseligen Notbehelf. Wald- und Buschvögel hocken hier in Löchern zwischen Steinen, Schwalben auf plattem Erdboden, Dohlen auf Mauern, Waldohreulen mitten im Sonnenlicht auf einem der paar Baumkrüppel der Insel. Den Kuckuck fand man schon oft auf Hausböden, unter dem Dach versteckt, einmal sogar im Hühnerstall.

Wie mögen sich aber die Zugvögel in jenen Ländern behelfen, wo, wie in Amerika, sich endlose Meilen weit

die verdorrte Grasflur dehnt; wie die Herbstflüchter aus dem Uralgebiet, die über die kaspische oder die Kirgisensteppe hinweg nach der Darielschlucht zur Durchkreuzung des Kaukasus streben! Den tatarischen Steppenhühnern und ihren ebenso ziehenden Heimatgenossen stehen die Schrecknisse der Wüste Gobi bevor, wenn es gilt, in den Vorbergen des Himalaja das rettende Winterheim zu erreichen. In Afrika breiten sich unter den Überfliegern des Äquators die tropischen Treibhauswälder und dürstenden Sandwüsten aus. Zahlloses Getier kommt auf solcher Marterfahrt um, überanstrengt und verhungert oder vielleicht im überraschenden Eishauch eines zur Richtlinie genommenen Gebirges auch erfroren.

Der Reisende Kalm sah große Schwalbenheere mitten über dem Atlantischen Ozean, 900 Seemeilen vom Festland entfernt. Zur Überwindung des Mittelmeeres wird von Vögeln wie Regenpfeifern und Strandläufern unter anderem die Linie über Korsika und Sardinien benützt. Vom Südende dieses Stützpunktes bis hinüber zur afrikanischen Küste sind es 175 Kilometer, etwa drei Stunden Flugdauer. Um die Hälfte noch weiter wird der Überwasserflug für diejenigen von ihnen, die, wie viele Kraniche, den Weg von Griechenland aus über Kreta nehmen. Und diese Leistung wieder überbieten ganz wesentlich die sich über Kleinasien wendenden Verwandten nebst zahllosen Störchen mit ihrer Zugbahn von Cypern ins Nilgebiet. Selbst nach Australien gibt es vom asiatischen Festland aus Wanderstrecken, die trotz der Inseln unterwegs große Ansprüche an die sie Zurücklegenden stellen. Der Forscher Reichenow weiß sogar von Enten zu berichten, die ihr nordamerikanisches Heimatland Alaska

mit den Marschallinseln der Südsee vertauschen, zu dem Zweck also über fünfzig Breitengrade durchmessen, ohne auf Festland zu treffen. Woher soll der Vogel über derartigen Flutbereichen seine Nahrung nehmen? Wo soll er ruhen? Wie erschöpft muß die Muskelkraft der endlich Anlangenden sein! Wieviel alljährlich, von Stürmen erfaßt, ermattet ins Meer stürzen, darüber berichtet keine Chronik.

Die Massenhaftigkeit der einzelnen Verbände, besonders auf den Herbstzügen, und das nicht immer zu vermeidende Gedränge darin erhöhen natürlich die geschilderten Gefahren.

Der verdienstvolle Begründer und Leiter der Vogelwarte Rossitten, Professor Thienemann, schreibt über einen Vormittagszug im April: „Ich schätze in fünf Minuten 3500 vorüberziehende Kleinvögel, in den zwei Stunden von fünf bis sieben also 84 000 Vögel. Man stand zuweilen förmlich in ganzen Vogelschwärmen drin, denn der Zug ging ganz niedrig, in Höhe von etwa 3 bis 15 Metern vor sich.“ Außer wenigen Krähen und einigen Raubvögeln waren es vorwiegend Buchfinken, Bergfinken, Pieper, Stare, Drosseln, Feldlerchen, Stieglitze, Rohrammern, Erlenzeisige, Grünfinken, Hänflinge, Feldsperlinge und Tannenmeisen. Wahre Wirbelfluten von Lerchen sah Doktor Weigold auf Helgoland. Über einen gemischten Zug im Oktober bemerkt dieser Beobachter: „Ich leugne die Möglichkeit nicht, daß in dieser Stunde eine Million Vögel hier durchkamen.“ Auf derselben Insel sind nach Gätke die Felder und Gärten von durchziehenden Wiesenpiepern und Buchfinken oft derartig bedeckt, „daß, wie man seine Schritte auch wende, Wolken dieser Vögel vor einem auffliegen“. Selbst vom kleinen Goldhähnchen, das sonst immer nur

ziemlich vereinzelt auftritt, soll dann „jeder Quadratfuß der Insel buchstäblich wimmeln". Ähnlich heißt es vom Erlenzeisig an einem Septembertag: „Hunderttausende, Scharen wie Wolken. Die ganze Insel war bedeckt von ihnen." Mit vorschreitender Morgenstunde mehrt sich die Zahl aller nur möglichen Ankömmlinge so stark, „daß gegen zehn Uhr vormittags nicht allein alle Weideplätze, alle Felder und Gärten der Insel überschüttet sind von Schafstelzen, Rötlingen, Stein- und Wiesenschmätzern, Blaukehlchen, Laubvögeln und Schilfrohrsängern, sondern auch das Geröll am Fuße des Berges namentlich von Steinschmätzern wimmelt, und auch das Gesträuch und der Sandhafer der Düne Tausende, besonders Sylvien, birgt". Störche, die der Forschungsreisende Shaw vom Karmel herabstreifen sah, bedeckten in stundenlangem Vorbeizug eine Himmelsfläche von einer halben Meile Breite und einer Meile Längslinie. Auch Möwen kommen zu Zeiten in solchen Scharen vor. Vom Südlichen Eismeer her wurde einmal ein Heer von Sturmvögeln gesichtet, dessen Gesamtzahl man auf 50 Millionen berechnete.

Welches Gewässer birgt so viel an kleinen Fischen, Amphibien, Krustern und Weichtieren auf gedrängtem Raum, welcher Forst die Beerenfülle, welche Feldmark so reiche Saat, daß derartige Einfallshorden für ihr Sättigungsverlangen wirklich Genüge fänden! Man müßte schon die Anhäufungen tropischen Überflusses sich auf ihre Wege versetzt denken, die Fruchternten von Südseeinseln oder für den Insektenbedarf jener Schwalben, wie sie im Herbst der Schiffer des Mittelmeers sein Reich überschatten sieht, die schwärmende Moskitobrut am Amazonas, wenn sie durch die Überschwemmungszonen hin wie werdende Gebirgswälle ihre

Schwaden türmt. Die Samenmenge, die einer von den früher in Nordamerika gewöhnlichen Wandertaubenzügen brauchte, schätzt der berühmte Erforscher der dortigen Vogelwelt, Audubon, auf täglich über 56 Millionen Liter. Mit anderen Worten: in kaum einem Jahr würde der Schwarm ein Gerstenfeld geräumt haben in der Größe des Königreichs Bayern; jetzt ist die Wandertaube vollständig ausgestorben. Das



Möwenschwarm auf einem Dach.
Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

letzte Tier wurde im Zoologischen Garten zu Cincinnati gehalten und verendete dort als demnach tiergeschichtliche Berühmtheit am 7. September 1914 mittags 1 Uhr. Es steht ausgestopft im Nationalmuseum zu Washington.

Am Ohio hat Audubon einer wahren Völkerwanderung dieser Vögel beigewohnt. Drei volle Tage folgten sich die Massen, bis zu 15 Fuß hoch übereinandergeschichtet und fast in ganzer Spannweite des Horizontes dahinflutend. Donnerartig rauschte ihr Flügelschlag und betäubte jedes Ohr. Wehe dem Waldgebiet,

in das solche Züge einfielen! Jahrelang brauchte es, um sich zu erholen. Da gab es dann eine Geflügelernte für die Indianer, die herbeikamen und hier ihr Lager aufschlugen.

Recht verhängnisvoll kann für die Zugvögel trügerisches Wetter werden. Auf schöne, warme Lenztage



Bergfinken und Sperlinge im Schnee.
Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

folgt plötzlich ein Rückschlag ins Winterliche. Frost und scharf peitschender, fast hagelkornartiger Schnee fällt über die südverwöhnten Wesen her. Februarschnee auf Helgoland hat zuweilen den Anflug von Millionen von Lerchen, Berghänflingen, Bluthänflingen, Grünhänflingen, Stieglitzen, Gold- und Gartenammern im Gefolge.

Im allgemeinen allerdings zeigen die ziehenden Vögel für die kommende Wetterlage ein ziemlich gutes Ahnungsvermögen. Auf der Kurischen Nehrung sieht

man erstaunt zum Beispiel die Krähen im Regen ziehen, um nach geraumer Zeit zu bemerken, daß der Himmel aufklart. Sie fliegen also, um Professor Thienemanns Ausdruck zu gebrauchen, ins schöne Wetter hinein. Umgekehrt bleiben trotz Sonnenscheins die Schwärme aus schon bei Veränderlichkeitszeichen, die der Mensch



Nebelkrähen in den Stadtanlagen.
Aus Meerwarth und Soffel. Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

erst mit Hilfe des Barometers ermittelt. Die meisten Arten kennen die Witterungsmöglichkeiten ihres Weges genau und haben danach seit Urzeiten ihre von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten, festgewohnten Zugstraßen. Als denkwürdig steht in den Geschichtsbüchern der Vogelkunde eine Wegverfehlung von Pelikanen verzeichnet, die sich unerwartet zu Hunderten auf dem für diese Tierart ganz fremden Bodensee eingefunden hatten. Aus dem großen Wüstengebiet Asiens tauchten, wie Gätke erzählt, eines Tages Steppenhühner in Däne-

mark auf, blieben hier und brüteten, um nachher auf Nimmersehen wieder davonzuziehen. — Auf hoher See, 130 Kilometer nordwestwärts Helgolands, fing Weigold einen Buntspecht, der hilflos an Bord geflattert kam. Möwen mit Erkennungsringen aus der Gegend der Insel Juist (vom Memmert) wurden in der see- und teichlosen Weite der Lüneburger Heide angetroffen, eine andere gar im Spessart erlegt. — Der virginische Regenpfeifer kam als Irrgast auf den Bermudainseln in der Nordhälfte des Atlantischen Ozeans vor, das heißt 965 Kilometer von der Weglinie entfernt, die er im Herbst und Frühjahr an der Ostküste Nordamerikas zurückzulegen pflegt.

Unter den nächtlich Wandernden richtet keine geringen Verheerungen die eigenartige Anziehungskraft der Leuchttürme an. Wie Schmetterlinge ins Licht flattern die Vögel gegen die blendenden Scheiben, die sie in der Hast des Dahinschwirrens erst zu spät als Hindernis erkennen. Weigold führt von einem Jahre allein 43 Vogelarten an, aus denen sich die Gesamtzahl der vom Helgoländer Turm geforderten Opfer zusammensetzt. Rechnet man zu den zerschmetterten auch noch die nur betäubten und die im Blendschein der Laterne gefangenen, so steigt nach seiner Ansicht der Jahresdurchschnitt auf 1500 bis 2000 Stück. Bis 2000 an einem einzigen dieser Lichtspender in abendverdunkelter See!

III.

Gefahren durch Tier und Mensch.

Zu all den stummen, gleichgültig handelnden Vernichtern gesellt sich aber auch noch der bewußt lauernde beutebedachte Mord. Die am Boden Rastenden, besonders die Einzelflieger, müssen die vierfüßigen Räuber

fürchten, Wiesel, Iltis, Marder und Fuchs. Die Massen-flieger werden so sicher sie vor mitwandernden Habichten und ähnlichen Krummschnäblern unter ihnen sind, unabweislich von denjenigen Beherrschern der Lüfte bedroht, deren noch bestehende Standorte sie be-



Sperber auf einer Kiefer.
Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt.
R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

rühren. Von hohen Baumwipfeln stürzen sich Weihe auf die müden Nachzügler. Im Gebirge wieder empfängt die Fliegenden der Bartgeier und der Adler. Der sonst so nützliche Bussard folgt dem verlockenden Zuge, ebenso der Stößer, Turm-, Baum- und Wanderfalke und nachts alle möglichen Eulen.

Noch grausamer als Überanstrengung, Entbehrung und feindliche Tiere räumt der Mensch unter den Zug-

vögeln auf. Er jagt sie, er fängt sie auf allerlei Art. Er nutzt ihr Fleisch und Fett, ihre Federn, er sperrt sie in den Käfig und fordert als Dank dafür ihren Gesang. Sein Verhalten überschreitet nur allzu häufig das Maß, das die natürlichen Forderungen des Lebensunterhalts an ihn stellen. An Stelle des einfachen Sättigungswunsches, der Erzielung notwendigen Verdienstes treten Schlemmergelüste, Gewinnsucht, Ausbeutung und Förderung der Putzsucht. Die weidmännische Jagd wird zum Sport, zur Sportwut.

Dem armen Kurländer (den „Krahjebieteršch", das heißt „Krähenbeißern") mag es nachgesehen werden, wenn er zu Mahlzeit und Gelderwerb in den an der Ostsee streichenden Wanderflügen hauptsächlich die Krähenschwärme lichtet, indem er die Tiere in ein Netz lockt und den Gefangenen nach der Reihe dann kurzerhand den Kopf einbeißt, was einen sofortigen Tod herbeiführen soll. Schändlicher ist schon der Drosselfang, der bei Tolkemit in Ostpreußen einst bis zur Fässerverfrachtung der Beute ging und in Südrußland wohl noch heute, soweit der Krieg nicht andere Verhältnisse schuf, in voller Blüte steht. Leider findet aber auch sonst in Deutschland trotz seiner Vogelschutzbestrebungen immer noch die Massenjagd auf Zugvögel statt, wenn auch nur in einzelnen Gegenden. Obenan steht, so ungern man es ausspricht, die Schießwut der Helgoländer. Die Unmassen von Vögeln, deren Bahnen auf dieser Insel sich kreuzen, mögen diese Leidenschaft erklären, aber doch keineswegs entschuldigen. Wildgänse, Möwen und Lummen und namentlich Schnepfen sind alljährlich zu Tausenden die Opfer solcher „Jagden".

Schneeammern auf der Insel überrascht man nachts mit Laternenlicht, um sie zu erschlagen. Für den Putz-



Pelikane, Marabu und Antilopen an der Küste.

Aus Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

handel werden auch die verschiedenen Seeschwalben-arten nach Kräften erlegt — trotz obrigkeitlichen Verbots. Außer auf Schnepfen und ähnliches Wild sollen sich die Schlemmergelüste der Helgoländer sogar auf Raub-vogelbraten, Bussarde und Falken, erstrecken. In früheren Zeiten fing man in einer einzigen Herbstnacht wohl 15000 Lerchen. Erst der Weltkrieg hat daher, so widerspruchsvoll es klingen mag, dank des bekannten Räumungsbefehls an die Bevölkerung der Insel den anlangenden Vögeln einigermaßen die gesuchte Sicher-heit und Ruhe gebracht.

Um ein Gegenstück zu solchem Jagdsport zu finden, muß man schon bis Sibirien gehen, zu den Gansjagden am Ob, wo oft der Dorfkaufmann eines kleinen Ortes in den zwei bis drei Wochen der Zugzeit allein seine 2000 Stück Graugänse erlegt. Die Gewehre krachen aber die ganze Strecke entlang zwischen Samorowsk und Obdoszk, das heißt von der Mündung des Ob strom-aufwärts über 1000 Kilometer weit. Im Mai sammeln Dampfer die Beute, um sie den Irtysch hinauf nach Tobolsk und Tjumen zu bringen, wo die Aufkäufer ihrer harren.

Ein eigenartiges Jagdbild darf nicht vergessen werden, das allerdings schon der Vergangenheit angehört: eine Vogeljagd im Wasgenwald. Bei Bergzabern ging da in dunkler Winternacht wohl ein mächtiges Schwirren und Sausen, Pfeifen und Kreischen um den Gipfel des Abtskopfes, und von den fernen Höhen zog es herbei wie flammender Lichterschwarm, abwechselnd hier auf-tauchend und dort verschwindend.

Die „Böhämmer" waren's, die zu Millionen über das Tännicht jagten, und die „Böhämmerschützen", die den düsteren Schneewald so phantastisch erleuchteten.

Ungezählte Zugvögel aller Art, im Volksmund der Pfälzer mit dem Sammelnamen „Böhämmer“ — vermutlich so nach dem Hauptvertreter, der nach ihrer Stimme benannten Buchammer — belegt, suchten wie heute noch in den ausgedehnten Forsten der oberrheinischen Gebirge ihre Winterquartiere. Da hocken sie nachts in vollen Haufen auf den fast brechenden Zweigen und schlafen. Mit Fackeln nahten dann jene unbarmherzigen Böhämmerschützen in großer Zahl. Vom Lichtschein geblendet, blieben die Vögel ruhig sitzen und wurden lautlos mit Lehmkugeln, die man aus Blasrohren schoß, in Massen erlegt, um in ganzen Ladungen auf den Markt zu kommen. Ein unvorsichtiger Lärm bei der Jagd scheuchte das ganze Revier auf und, verstört in der Finsternis dahinirrend, verursachten die Vögel in der Luft das gespensterhafte und an den Zug des wilden Jägers gemahnende Geräusch. —

Die Regelmäßigkeit des Erscheinens der größeren Zugvögelflüge hat auch die Vogelstellerei für gewisse Menschen zum Beruf gemacht. Die Kenntnis der Strichlinien, wo die Vögel gemächlicher fliegen und zum Rasten neigen, vom Italiener „canale“ oder „filone“ gleich „Leitfaden“ genannt, sichert diesen Leuten immer ein einträgliches Geschäft. Geradezu erstaunlich ist die Vielseitigkeit und die Durchtriebenheit der Fangweisen. Man steckt, wo die Tiere ihr Futter suchen, Leimruten aus, an denen die Ahnungslosen haften bleiben, setzt im Käfig Lockvögel aus, hängt im Gebüsch in langer Reihe zahllose „Dohnensprenkel“ auf, kleine Rutenreifen mit Beeren der Eberesche und einer Haarschlinge in der Mitte. Das lachende Beerenrot lockt die Hungrigen; die feine Schlinge sehen sie nicht. Kramtsvögel und Drosseln fangen sich darin mit dem Fuß oder Kopf

und müssen sich, wenn der Fänger zum Töten nicht gleich am Platze ist, elend zu Tode zappeln. Weithin streichende unauffällige Durchlaßstellen im Dickicht von Bergwaldungen sind der beliebte Platz für diese Dohnenstiege. Thüringen, der Harz, das Schlesierland und das bayerische Bergland wiesen daher, bevor das Vogelschutzgesetz in Kraft trat, derartige Einrichtungen besonders auf.

Andere Vogelsteller haben ihre Netze oder gar ganze Vogelherde. In einen Rahmen gespannte, schräg aufgestellte Netze läßt man durch Ziehen mit einer Schnur an der Stütze niederschlagen, sobald sich genug Beutetiere über die darunter ausgestreuten Beeren oder Mehlwürmer hergemacht haben. Mit dem großen Zuggarn überdeckt man nachts die auf der Feldflur schlafenden Kleinvogelschwärme. So geschah es bei den berüchtigten Leipziger Lerchenjagden, die aber auch noch viel großzügiger betrieben wurden.

Nicht minder kostspielig, aber auch ebenso einträglich sind die Vogelherde, als deren vollständigste Art wohl die italienischen anzusehen sind. Ein doppelter Kreis hoher Laubbäume umgibt einen runden freien Platz von 20 bis 30, bis zum Außenring von 40 Meter Durchmesser. 6 Meter hohe Hagebuchenhecken zwischen den Stämmen jedes Kreises schließen den Platz. In den Heckenwänden befinden sich in gewissen Abständen je einen Quadratmeter große Öffnungen, und zwar so, daß sich die äußeren mit denen der Innenwand genau decken. Sie dienen als Ausflugswege für die Vögel, die sich durch Lockvögel am Boden scharenweise verleiten lassen, in den inneren Raum herabzukommen. Plötzlich vom lauernden Vogelsteller erschreckt, suchen sie durch die Öffnungen zu entweichen,

die näher liegen und leichter zu erreichen sind als das offene Rund zwischen den Baumwipfeln, durch das sie gekommen sind. Sämtliche „Fenster" der Außenwand sind aber von feinen Netzen überspannt, so daß die Flüchtenden darin hängen bleiben und auf diese Weise vom Fänger leicht erbeutet werden.

Sehr im Schwange waren die Vogelherde einst in Thüringen, zum Beispiel bei Oberhof, wo noch heute eine besuchte Vogelzugstraße vorbeiführt. Eine derartige Stätte im Harz, bei Wernigerode, umwob sogar die Sage mit ihrem Schimmer, die vom Kaiser Heinrich, dem „Vogelsteller", erzählt.

Glücklicherweise sind bei uns die Blütezeiten des Vogelfanges vorbei. Immerhin sind die Nachstellungen noch groß genug, um (nach Feststellungen des Forschers Liebe) zum Beispiel für Thüringen das Ergebnis zu haben, daß von den 146 hier einheimischen Vogelarten in gleicher Mitgliederzahl sich nur 24 Prozent erhalten, 33 Prozent allerdings zugenommen, dafür aber 49 Prozent abgenommen haben, zum Teil bedeutend.

In anderen Ländern aber wird dies schlimme Handwerk stellenweise noch im alten Umfange betrieben. Der reiche, bigotte Engländer fühlt sich in seinem christlichen Gewissen durchaus nicht bedrückt, wenn die Lerche, die mit ihrem Trillergesang jedes fühlende Herz erfreut, gehäuft auf seiner Schlemmertafel noch als Brätchen erscheint. Gegen drei Millionen dieser Tierchen werden jährlich von Holland und anderen Küstenländern aus nach London auf den Markt gebracht.

Frankreichs Besonderheit auf diesem Gebiet ist der Massenfang in Vogelkojen, der gleichfalls, nur in geringerem Maße, noch von unseren Küsten betrieben wird. Er gilt ausschließlich Schwimmvögeln, besonders Enten.

Die Koje besteht aus einem großen quadratischen Teich. Von seinen Ecken laufen in Biegungen Kanäle, sogenannte Pfeifen, aus, die immer enger und seichter werden und schließlich in einer Spitze auf dem Trocknen enden. Sie sind mit einer Bretterwand eingefaßt. Auf einer Seite schließen sich kulissenartig aufgestellte, etwa 2 Meter hohe Schirme an, hinter denen sich der Fänger verbirgt. Von Stangen wird ein weitmaschiges Netz etwa 3 Meter hoch über dem Wasserspiegel der Pfeifen getragen. Nach dem Ende zu senkt es sich immer tiefer und mündet zuletzt in einen Netzsack, die „Reuse". Die nächste Umgebung der Koje ist mit dichtem Gebüsch aus Erlen, Ulmen, Weiden, Pappeln und Eschen bepflanzt, so daß vom Teiche aus nur eben der breite Zugang zu den gebogenen Pfeifen sichtbar ist, aber nichts von den Planken und dem Netzwerk. Auf dem Teiche schwimmen Lockenten mit beschnittenen Flügeln. Das Ganze wirkt im Kranz von Bäumen und buschigem Grün wie ein freundlich winkendes Bild frohen Lebens mitten in der dürren, sonst baumlosen Heide.

Durch Hungern werden die Lockenten so zahm, daß sie sofort überallhin nach dem Futter schwimmen, das der Fänger auswirft. Durch ihr lebhaftes Geschnatter aufmerksam gemacht, kommen auch die wilden Kameraden herbei, Spießenten, die begehrteste Art, und Pfeifenten, dazwischen die niedliche Kriekente und andere. An der nächstliegenden Pfeife hat sich der Fänger hinter der vordersten Schutzwand aufgestellt. Er wirft eine Handvoll Gerste ins Wasser und wiederholt dies nach und nach hinter den weiter zurückliegenden Wänden. Die Lockenten und mit ihnen die ganze betörte Schar folgen der in dem Kanalbett fortschreitenden Futter-

stelle, bis plötzlich der Mann, nun ihnen im Rücken, hervortritt. Schreiend und flügelschlagend flüchten die Erschreckten der Sackgasse zu. Ihr Henker setzt seinen Fuß davor, streift die Ärmel auf und holt eine nach der anderen heraus, um ihr mit einem raschen Schwung über die Hand das Genick zu brechen. Die Beute kommt teils frisch, teils eingekocht in Blechdosen, zum Handel in die Städte.

Auf der Insel Amrum bringt so ein Tag dem Fänger rund zwei Schock. Auf Föhr ergab beispielsweise das Jahr 1909 in zusammen fünf Kojen 31 551 Stück, auf den nordfriesischen Inseln überhaupt 51 458. In Frankreich kommen aus der Bucht von Aigouillon in der Vendée jedes Jahr Unmassen auf den Markt. Ein Händler konnte sich in einem Schreiben an Doktor Weigold rühmen, daß ihm die Fischer und Jäger vom Beginn des Zuges an jeden Morgen bis dreißig Sack voll Seevögel bringen. Hier, wie auf der Saône, dem Doubs und, wie es scheint, auch auf der Rhône, pflegt man auch noch mit der „Carnardière", der „Entenkanone", gegen die Vögel zu Felde zu ziehen. Ein Schuß aus solchem Geschütz, aus Schrothagel bestehend, soll aus einem Möwen- oder Entenschwarm an vierzig Stück auf einmal zur Strecke bringen. —

Empörend ist und bleibt das Verhalten der Spanier, die außer anderen Nutzvögeln sogar die Schwalben für ihre Küche fangen, und noch mehr das der Italiener, bei denen die beschriebenen Vogelherde in unberechenbarer Menge die Grundlage eines schwunghaften, staatlich anerkannten Geschäftszweiges bilden. Unter der grausamen Hand dieser Leute müssen allein in der Gegend Neapels alljährlich Hunderttausende von Wachteln, Lerchen und Nachtigallen ihren harmlosen Vorüberflug

mit dem Leben büßen. Dieser Welsche hat kein Gefühl für die innerlich berührenden Seiten der Vogelwelt, und was in uns Freude und Sehnsucht zum Klingen bringt, das Gezwitscher und der Flug in die Weite, das erweckt bei ihm Schachergedanken und Gaumenkitzel. Die internationale Vogelschutzfrage ist ihm daher — auch ohne daß er ihre Abweisung mit der Schädigung einer ganzen Berufsklasse zu begründen braucht — wohl die fremdeste auf Erden. Selbst Gesetzeszwang wäre nicht imstande, die eingeborenen Neigungen bei ihm auszurotten. Das Wandervolk der Vögel mag den Gelegenheiten, unterwegs zu verunglücken, mag den Bedrohungen durch die Elemente, dem Gebiß der vierfüßigen und den Fängen der befiederten Wegelagerer hundertmal glücklich entgehen, sobald es welsche Wege kreuzt, wird an ihm das Wort des altgriechischen Dichters wohl immer wieder zur Wahrheit werden: „Das Furchtbarste auf Erden ist der Mensch.“

❖

Sein Vermächtnis

Skizze von Carla Eden (C. v. Ende)

Im Garnisonlazarett wurden wieder Verwundete eingeliefert. Schier endlos dünkte der Zug die leitende Oberschwester, die in der Halle stand und den Trägern mit leiser Stimme Anweisungen gab. Da trugen sie noch einen herein. Behutsam stellten sie die Tragbahre nieder. „Wohin?"

Die Oberschwester wunderte sich. „Es ist niemand mehr angemeldet."

„Die Ärzte haben ihn herausgeholt. Er hätte einen weiteren Transport nicht ausgehalten. Sehen Sie selbst, Schwester."

Sie beugte sich über den todwunden Mann. Überlegte. „Auf 29 ist noch ein Bett frei; bringen Sie ihn da hinauf. Freilich —"

Sie sah in Gedanken den jungen, lustigen Leutnant vor sich mit dem Beinschuß, den er so unglaublich leicht nahm. Sah den kriegsfreiwilligen Oberlehrer mit dem geräuschvollen Lachen, der den zerschossenen Arm so wohlgemut in der Binde trug. Ob das die rechten Stubenkameraden waren für den da? Doch was half's? Es gab keinen anderen Platz. Und die beiden würden gewiß lieb und rücksichtsvoll sein.

Nachmittags zur gewohnten Besuchszeit erschien, wie alltäglich, die Mutter des jungen lustigen Leutnants, Frau v. Holly, ein gern gesehener Gast auf Stube 29. Sie trug einen frischen Ton herein aus der Welt da draußen. Blumen brachte sie, Zeitungen, die neuesten Extrablätter. Wenn sie den langen Gang zwischen den Lazarettstuben im Obergeschoß durchschritt, lauschte sie schon glückselig dem frohen Lachen, das sie so gut kannte, — der Stimme ihres Jungen. Heute

aber blieb es still. Das war etwas ganz Ungewohntes. Sie schlich auf den Fußspitzen heran und klinkte mit aller Vorsicht die Tür auf. Ihr erster Blick galt dem Bett zur Linken. Aber da lag er ja, ihr Junge, und grüßte sie, wie immer, mit seinem strahlenden Lächeln. Nur sonderbar ernsthaft sah er aus, winkte bedeutsam mit den Augen nach dem Bett an der anderen Längswand, das bisher leer gestanden hatte, und tippte mit der Hand auf seine linke Brustseite.

„Wir haben einen neuen Stubenkameraden erhalten, gnädige Frau," flüsterte der kriegsfreiwillige Oberlehrer, der sich leise aus dem ledergepolsterten Ohrenlehnstuhl am Ofen erhoben hatte.

Sie warf einen teilnehmenden Blick hinüber. „Da will ich lieber wieder gehen."

„Nein, Mutter, bleiben," bettelte der Sohn. Der Oberlehrer legte die Hände zusammen wie ein bittendes Kind.

Der Schwerverwundete regte sich. Mit einem verschleierten, wie geistesabwesenden Ausdruck in den Augen schaute er zu den fremden Menschen hinüber. Frau v. Holly trat an sein Bett, nahm seine Hand in die ihre und strich sanft darüber. Forschend gingen seine Blicke über sie hin. Mit stummer Frage. Seine Lippen bewegten sich, als wollten sie gewichtige Worte formen. Sie neigte sich über ihn. „Kann ich etwas für Sie tun?" Wieder der forschende, fragende Blick. Da nickte sie ihm zu. „Sie können mir alles anvertrauen. Was es auch sei. Soll ich für Sie schreiben?"

Er verneinte mit leisem Kopfschütteln und wandte sich ab. Seine Hand, die noch immer in der ihrigen lag, zuckte wie in einem schmerzlichen Krampf.

Sie strich wieder sanft darüber hin. „Sie haben

doch sicherlich liebe, geliebte Menschen, die sich nach Botschaft von Ihnen sehnen; vielleicht eine Mutter —"

Er bewegte stärker verneinend den Kopf. „Nicht schreiben ... erst ... wenn alles ... vorüber." Unsäglich schwer kamen diese ersten Worte von seinen Lippen. Sein Atem ging mühsam.

Sie machte ein zuversichtliches Gesicht. „Oh, wer wird gleich daran denken! Sie sind erschöpft von dem langen Transport. Nichts weiter. Morgen sehen Sie die Welt schon mit ganz anderen Augen an."

Seine Linke legte sich matt auf die zerschossene Brust. „Hier rieselt das Blut, immerfort — immerfort." Er schloß die Augen. An seinen Wimpern hingen zwei schwere Tränen.

Sie schwieg erschüttert. Dachte an alles Edle und Schöne, an Erdenglück und Seligkeit, die es einem Manne schwer machen, vor der Zeit von dannen zu gehen. Legte ihm mild die Hand auf die Stirn. „Was kann ich für Sie tun? Ich bin zu allem bereit. Gern bereit."

Wieder ging sein Blick über sie hin, sog sich fest an ihrem Blick, der mit inniger, mütterlicher Teilnahme auf ihm ruhte. Seine Hand tastete nach dem Tischchen vor seinem Lager. „Da — mein Taschenbuch."

Aus der Schublade brachte sie ein abgegriffenes Buch zum Vorschein und hielt es ihm fragend hin. Er umschloß es mit zitternden Fingern, sah unsicher von ihr auf das Buch und schob es ihr schließlich zögernd hin.

„Ich soll es in Verwahrung nehmen?"

Er nickte. „Für meine Mutter ... die Adresse ... in der Innentasche. Nachher, nachher ... ihr schicken — wenn alles vorbei. Mein Vermächtnis ..."

Feierlich nahm sie das Buch und drückte es fest an

sich. „Es soll alles nach Wunsch geschehen. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen; Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben."

Lange sahen sie sich schweigend an. Das Sprechen hatte ihn sichtlich ermüdet. Schatten traten in seine Augen, lagerten auf seiner Stirn. Seine Gedanken schienen zu wandern — in weite Fernen. „Anni ..." murmelten die bleichen Lippen, „ich komme, Anni."

Er schien in leichten Schlummer zu versinken. Da schlich sie zu den beiden anderen. Doch es wollte kein rechtes Gespräch zwischen ihnen in Gang kommen. Sie erhob sich, küßte ihren Jungen und drückte dem Oberlehrer die Hand. Im Hinausgehen suchten ihre Blicke noch einmal den Schwerverwundeten. Er hatte die Augen weit geöffnet und sah sie groß an, mit einem herzzerreißenden Ausdruck der Sorge und des ohnmächtigen Kummers. Unwiderstehlich zog es sie wieder zu ihm hin.

Er tastete nach ihrer Hand. „Versprechen ... Nicht eher das Buch ... Mutter senden, als bis —" Sein flackernder, nur noch zag am Irdischen haftender Blick vollendete die Bitte.

Sanft, aber fest umschloß sie seine Hand. Tränen stürzten aus ihren Augen. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Ihr Wunsch ist mir heilig," sagte sie mit erstickter Stimme.

Ein schattenhaftes Lächeln um seinen Mund, ein matter Druck der Hand, eine stumme Beschwörung aus weltenfernen, weitgeöffneten Augen — so lebte er in ihrer Erinnerung weiter.

Als sie am nächsten Tage zur gewohnten Stunde wiederkam, war das Bett an der anderen Längswand leer. —

In der Spätnachmittagstunde des dritten Tages wurde heftig an ihrer Wohnungstür geklingelt. Sie öffnete selbst. Eine ältere Dame in tiefer Trauer stand vor ihr.

„Frau v. Holly, nicht wahr?" fragte die Fremde hastig. „Komme ich noch rechtzeitig?" Erst im Zimmer erhielt sie die Antwort: „Heute mittag haben wir ihn begraben."

„Heute mittag — also doch zu spät."

„Ich hatte gehofft, Sie könnten gestern abend oder doch wenigstens nachts hier sein."

Frau Harms schob den Schleier zurück vor einem erschreckend finsteren Frauenantlitz. Hart und streng klang auch ihre Stimme. „Ich konnte nicht früher reisen. Mußte mir erst neue Trauerkleider besorgen. Warum haben Sie mir nicht früher, nicht gleich geschrieben?"

„Ich hatte Ihrem Sohn mein Wort gegeben, Sie nicht vor seinem Tode zu benachrichtigen."

Leidenschaftliches, erzürntes Weinen ging der Antwort voraus: „Natürlich — auch diesen letzten armen Trost mußte er mir nehmen, daß ich ihn noch einmal sehen, ihn in meine Arme schließen konnte, nachdem er sich und uns um alle Hoffnung betrogen hatte. Sie wissen doch, was er mir zugefügt hat?"

Frau v. Holly schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, was Sie meinen."

„Sie hatten doch das Bild, die Briefe in dem Taschenbuch meines Sohnes in der Hand." Und als die andere sie groß und erstaunt ansah, fügte sie etwas verlegen hinzu: „Verzeihen Sie, ich dachte, Sie hätten alles gelesen."

„Frau Harms — es war das Vermächtnis eines Sterbenden!"

„Jawohl, sein Vermächtnis. Ein schönes Vermächtnis! Sie zog aus der schwarzen Handtasche das Taschenbuch ihres Sohnes, entnahm ihm ein kleines Bild und hielt es Frau v. Holly vor die Augen. „Da — sehen Sie her!“ Sie lachte schrill auf und brach im nächsten Augenblick in bitterliches Weinen aus.

Schweigend schaute Frau v. Holly auf das Bild des liebreizenden jungen Wesens mit dem Kindchen auf dem Schoß. Also das war es, das Geheimnis, das dem Sterbenden keine Ruhe ließ, das er nicht mit ins Grab nehmen konnte. Sein Vermächtnis! Sie verstand jetzt, warum er seine Mutter nicht mehr sehen wollte vor seinem Tode. Warum er ihr nicht Aug' in Auge sein Geheimnis anvertrauen konnte. Warum ihm der Abschied von der Welt, vom Leben so schwer wurde.

„Er war Ihr einziges Kind?“

„Mein Einziger — mein Sohn! Ich will meinen Sohn haben! Sie sollen mir meinen Sohn wiedergeben!“ schrie die Erregte.

„So dürfen Sie nicht reden, Frau Harms; so trauert keine deutsche Frau, keine deutsche Mutter. Was Ihnen widerfahren ist, haben Tausende deutscher Mütter auch erleiden müssen.“

„Ja, ja, das ist alles ganz gut gesagt. Aber, wenn Sie wüßten, wie wir nur für ihn gelebt, wie wir für ihn gespart, gearbeitet, uns gemüht haben tagaus, tagein, um ihm eine glänzende Lebensstellung zu schaffen! Und nun? Was soll nun werden? Das große Haus, der Garten, das viele Geld — alles umsonst!“

Frau v. Holly wies auf das kleine Bild. „Nicht umsonst; hier — das Vermächtnis Ihres Sohnes!“

Mit beiden Händen wehrte die unbeherrschte Frau

ab. „Nie, niemals! Das könnte der so passen, sich in das warme Nest zu setzen. Aber daraus wird nichts! Soll ich mich zum Gespött meiner Nachbarn und Freunde machen? Mir eine solche Schwiegertochter ins Haus holen? Ich danke schön."

„Und das Kind? Ist es sein Kind?"

„Er sagt's. Er muß es ja wissen."

„Armer, unschuldiger kleiner Wicht," murmelte Frau v. Holly und betrachtete zärtlich das Kindergesichtchen mit den großen fragenden Augen. „Arme Anni —"

Argwöhnisch fuhr Frau Harms auf. „Woher kennen Sie den Namen?"

„Von Ihrem Sohn. In seinen Fieberphantasien kehrte der Name immer wieder."

„Wissen Sie das gewiß? Wie sagte er?"

„Anni, ich komme."

Frau Harms lachte bitter. „Natürlich; erst zieht man so ein Kind mit Sorgen und Mühen groß, nachher geht's seine eigenen Wege. Die Mutter wird beiseite geschoben. Die ruft man nur noch in der Not an."

„Ihr Sohn hat es nicht so gemacht. Er hat Sie nicht angerufen. Nicht in der bittersten Seelennot. Und wissen Sie auch, warum."

„Weil er wußte, daß ich ihn nicht gehört hätte. Deshalb."

„Ganz recht. Und deshalb hat er Sie auch nicht an sein Sterbelager gerufen. Deshalb konnte er nicht in seiner Todesnot an Ihr Herz pochen; denn er wußte, es würde ihm nicht aufgetan. Er aber wollte so nicht von seiner Mutter scheiden. Mit dem toten Sohn, hoffte er, würden Sie milder ins Gericht gehen als mit dem lebenden."

Händeringend lief Frau Harms im Zimmer auf und ab. „Ich kann es nicht vergessen. Kann nicht. Wie durfte er mir das antun? Ich war so stolz auf ihn, auf die glänzende Laufbahn, die vor ihm lag. Alles, alles hätte ich dafür geopfert —“

„Nur für sein Glück hatten Sie nichts übrig.“

„Aber er war doch glücklich — in seinem Beruf, in der errungenen Stellung, stolz auf seine Erfolge —“

„Und sein innerer Mensch? Was wissen Sie von dem?!“ — Die andere schwieg betroffen. — „Glauben Sie wirklich, daß eine tiefer veranlagte Natur äußerer Glanz, äußerer Erfolg voll befriedigen und ausfüllen können? Auch das Herz will seine Rechte.“

„Wir haben doch alles für ihn getan,“ murmelte Frau Harms.

„Ja? Wirklich alles? Wie nun, wenn er gekommen wäre und hätte sich Ihnen offenbart? Hätte Sie um Ihre Hilfe gebeten in seiner Not?“

„Das hätte er nie gewagt!“

„Sehen Sie — das hätte er nicht gewagt! Da mußte er erst warten, bis der Tod kam und das prunkvolle Kartenhaus einriß, das Sie mit so vielen Opfern aufgerichtet hatten.“

Die harte Frau schluchzte wie ein Kind.

„Er hat Sie gut gekannt, Ihr Sohn: Ihren Stolz, Ihre erbarmungslose Unzugänglichkeit. Das hat ihm das Sterben so schwer gemacht.“

„Nein, nein! Wie können Sie mir das sagen!“

„Ich muß es Ihnen sagen. Mir hat der Sterbende das Weib, das er liebte, sein Kind ans Herz gelegt. Sein flehendes Auge hat mich angerufen: ‚Hilf ihnen, steh' ihnen bei, kämpfe für sie!‘ Und ich habe ihm gelobt, alles für sie zu tun, was in meinen Kräften steht. Wenn

auch nicht mit Worten gelobt, so doch mit Blick und Handschlag. Und er hat mich verstanden."

„Und das Ende? Wie starb er?"

Zögernd kam die Antwort Frau v. Hollys: „Er ist nicht gern gestorben. Es hielt ihn noch zu viel zurück: die Sorge, die Angst um seine Lieben."

Das Schluchzen verstärkte sich. Derselbe Ausdruck von rührender Hilflosigkeit, den sie auf dem Antlitz des sterbenden Sohnes bemerkt hatte, durchbrach und erschütterte plötzlich die starren Linien dieses Gesichtes. In planloser Hast, aufgestört von Scham und Reue, hatte Frau Harms die umherliegenden Briefe und das kleine Bild zusammengerafft, steckte alles in ihre Handtasche und wankte zur Tür.

Frau v. Holly vertrat ihr den Weg. „So werden Sie nicht von mir gehen, Frau Harms. Wo wollen Sie hin?"

Die andere strich sich mit der Hand über die Stirn. „Ja, wo wollte ich doch hin? Ja, ja, jetzt weiß ich's: nach dem Grab wollte ich — nach seinem Grab."

„Jetzt? In der Dunkelheit? Davon kann keine Rede sein. Sie sind mein lieber Gast, bleiben die Nacht bei mir. Morgen gehen wir dann zusammen hinaus."

Die Fremde schaute sich wie hilfesuchend um und ließ sich willenlos Hut und Mantel abnehmen. Dann sank sie wieder in den Sessel und starrte wortlos vor sich hin.

Wie lange sie so gesessen — sie wußte es nicht. Alles Gefühl in ihr war tot. Nur ein einziger Gedanke bohrte und wühlte rastlos in ihrem Hirn, zerrte an ihrem Herzen. Mit weit offenen Augen lag sie die endlos lange Nacht in ihrem Bett. Stierte in die Dunkelheit. Sobald es Tag wurde, erhob sie sich, kleidete sich eilig

an. Sie wollte fort aus diesem Hause, fort von dieser Frau, die ihrer Selbstsicherheit solche Wunden geschlagen, die ihr den Boden unter den Füßen weggezogen hatte. Und dann saß sie doch wieder ganz still als Gast dieser Frau an ihrem Tisch. Ließ sich hegen und pflegen und wie eine Kranke warten. Ihre Glieder waren bleischwer; sie mochte sich nicht rühren.

Auch Frau v. Holly erschien ihr heute anders. Von innerer Unruhe getrieben, lauschte sie auf jeden Schritt im Hause, auf jedes Klingelzeichen, lief bald zur Tür, bald ans Fenster und spähte auf die Straße. Plötzlich ging sie hinaus und blieb eine lange Weile fort. Dann auf der Diele leises Hin und Her, Geflüster, Schritte, und jetzt tat sich die Tür auf — und herein trat zaghaft ein junges, blondes Weib mit einem Kind auf dem Arm. Dahinter Frau v. Holly. „Seien Sie mir nicht böse, liebe Frau Harms," bat sie innig, „hier bringe ich Ihnen sein Vermächtnis." Sie schob die blonde, zitternde Frau mit dem Kinde vollends ins Zimmer und zog leise die Tür hinter ihnen zu.

Eine Stunde später saß die junge Frau am Fenster, das Bübchen auf dem Schoß. Und ihre Augen, in denen ein glückseliges Leuchten stand, folgten den beiden Frauengestalten, die da gemeinsam die Straße hinabwanderten, die Ältere auf den Arm der Jüngeren gestützt, die Straße nach dem Soldatenfriedhof.



Von Narren, Zwergen und wunderlichen Käuzen

Von Hugo Holm

Mit 11 Bildern

Wie so manches auf verschlungenen Pfaden im europäischen Kulturleben Übermittelte scheint auch der „Narr", den sich Könige, Fürsten und hochgestellte Personen seit alters hielten, auf zwei Wegen zu uns gekommen zu sein: durch die Beziehungen zur Spätantike und die mannigfachen Berührungen mit arabischem Wesen; auch Einflüsse durch Byzanz scheinen nicht ausgeschlossen. Doch mögen schon in unserer eigenen altgermanischen Welt „Verrückte" und geistig entartete Geschöpfe aller Art für „heilig" gehalten worden sein. Noch heute spielt im Orient der Narr seine besondere Rolle im Volksleben; er wird als „begnadet", ja eigentlich als heilig angesehen. Nicht nur vergangene Jahrhunderte erbauten ihm nach seinem Tode besondere Grabmäler. Unter den Pilgermassen aller Nationen, unter den „Reisederwischen", trifft man im Orient die „Narren Gottes".

Viele machen den Possenreißer und spielen allerlei dumme Streiche, immer aber im Heiligengewande, im Pilgerkleid. Sie nehmen kein Geld an, nur Speise und Trank, sind meist genügsam, manche nagen auf der Straße gefundene Knochen ab und laden die Vorübergehenden ein, mit ihnen zu teilen. Ihnen ist alles erlaubt, sie stehen im Ruf einer Art von Heiligkeit, gelten als „Wali". Dreist setzen sie sich auf den Ehrenplatz im Hause der Reichen, niemand wehrt ihnen, ja hoch und nieder ist auf ihren Segen bedacht. Genießen sie doch die besondere Gnade Gottes. Gott hat ihnen in dieser Welt den Menschenverstand versagt, daher sind sie auch

ohne Sünde und werden dafür in der anderen Welt bevorzugt sein; ja manche können in dieser Welt schon — gewiß aber nach ihrem Tode — Wunder wirken. Ihr meist harmloses Tun wird nachdenklich betrachtet, die manchmal unangenehmen Späße der „Narren Gottes" erträgt man mit einer gewissen Ergebung. Nach Euripides verstehen sie in zwei Zungen zu reden; mit der einen reden sie die Wahrheit, mit der anderen aber das, was ihnen nach Zeit und Umständen schicklich oder geboten erscheint. Sie verkehren Schwarz in Weiß und blasen aus einem Munde kalt und warm.

Unter den späteren Narren verschiedener Höfe ist mancher gewesen, der weniger närrisch war, als er sich gab. Nicht alle als Narren geltenden Spaßmacher großer Herren waren Schalke von Beruf im ordentlichen Hofamt; manche begleiteten, ohne den Titel zu führen, höhere Ämter oder waren Leute aus angesehenen Familien, die sich durch ihre witzige Art das Recht erwarben, gelegentlich Wahrheiten zu sagen, für die sich im Ernst keine Möglichkeit bot. Geistreiche Köpfe und schlaue Hofleute der feinsten Art waren unter diesen oft so merkwürdigen als abenteuerlichen Gestalten. Von solchen klugen „Narren" sagte schon der alte Tomaso Garzoni: „Sie enthalten sich in Reden und Handlungen aller Grobheit, befleißen sich der Höflichkeit und gemessenen Anstands in allem Tun und Lassen, sie sind voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprichwörter und Redensarten, ihr Umgang ist so genußreich, daß man sie liebhaben muß." Es liegt in der Natur der Dinge, daß auch Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler nicht selten unter diesen Leuten waren, die den derbsten Spott und Hohn mit sich treiben lassen mußten, bloß um ihren

hungrigen Magen, ihre Gurgel oder den Beutel zu füllen, wie jene übel berüchtigten Tischräte an den Höfen des 17. und 18. Jahrhunderts, wo man oft Gelehrte, Professoren und Poeten zur Erlustigung der Hofgesellschaft fütterte. Schon zu den mittelalterlichen Zeiten der Troubadours arteten manche der Sänger und Er-



Ausschnitt aus dem Titelblatt von Sebastian Brants „Narrenschiff" vom Jahre 1494.

zähler zu Lustigmachern und Hofnarren aus, wie sich schon vor ihnen, als ihre Zahl etwas zu groß ward, die Barden Irlands in herumziehende Harfenspieler, Sänger, Possenreißer und Narren verwandelt hatten.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts schilderte Garzoni das Treiben der Narren. Man fände mehr Possenreißer an Herrenhöfen und Tafeln als ansehnliche ehrliche Leute; eine Hofhaltung gelte nicht für voll, wo nicht wenigstens einer dieser Sorte Menschen

die Gesellschaft mit kurzweiligen Reden, flinken Antworten oder mit ziemlich derben Zoten unterhielte. Dies seien die Tugenden der Possenreißer, um derentwillen sie bei Fürsten und Herren angenehm und in Freuden lebten, indes gelehrte Dichter, anmutige Redner und Philosophen im Winkel hockten und Not litten.

An der Tafel säßen die „kurzweiligen Räte", die Narren, allezeit obenan, während gelehrte, verdienstvolle Männer mit entblößtem Haupte bei Tische stünden und aufwarteten. Stocknarren und Possenreißer verwalteten die vornehmsten, ehrenvollsten Ämter, die „Verehrer der Tugend" würden verlacht, ausgespottet und schimpfiert, ja sie müßten es für großes Glück halten, wenn sie durch solcher Leute Gunst noch einigermaßen in Ehren blieben. Narren seien nicht selten die vornehmsten Räte; sie seien es, die gebieten und verbieten, alles nach ihrem Willen und Wohlgefallen erklärten, so daß Ungelehrte wie Gelehrte, nach eines „kahlen, heillosen, unverschämten Fuchsschwänzers oder Possenreißers Pfeife tanzen müßten". Garzoni warnt die Narren, sich nicht allzuvermessen aufzuspielen, denn nicht selten sei der Ausgang aller Ehren und angemaßten Hoheit solcher Schalke, daß man sie, mit strohener Krone geschmückt, verkehrt auf einen Esel setze, mit dem Schwanz des Tieres als Zaum in der Hand.

Einer der beliebten Possenreißer des Canis de la Scala zu Verona fragte den Dichter Dante Alighieri, der ihn seine Verachtung fühlen ließ, woher es käme, daß Dante arm geblieben wäre, da man ihn doch für gelehrt und weise ansähe, indes er als Spaßmacher reich sei, ob man ihn gleich für einen Narren hielte. Er bekam die bittere Antwort: „Wenn ich einen Herrn fände, dessen Sitten und Denkungsart meinen eigenen



Cristobal de Pernia, genannt Barbarroja, oberster Hofnarr Philipps IV. von Spanien.
Ausschnitt aus einem Gemälde des Diego Velazquez.

gleich sein werden, wie du einen dir ähnlichen gefunden hast, würde er auch mich reich machen.“ Philander von Sittewald sagt, es sei „allewegen so gewesen, daß etliche weltliche Fürsten und Herren viel eher Narren und Zwerge um sich haben und leiden mochten als einen Weisen; sie halten mehr von Schalksnarren als von gewissenhaften Dienern, entbehren eher des Pfarrherrn als des Narren. Eher noch beladen sie einen Narren mit Geschenken, als daß sie einen verdienten eifrigen Mann nur mit der äußersten Notdurft versorgen“.

Wenn auch an den großen und kleineren Höfen vergangener Jahrhunderte die lustige Person selten fehlte, so gab es doch Fürsten und Herren, die keine Spaßmacher oder Possenreißer um sich duldeten, die es mit dem Spruche Salomos hielten: „Wer einem Narren Ehre erweist, das ist, als wenn einer einen Edelstein auf den Rabenstein würfe.“ Kaiser Heinrich III. wollte nichts von solchen Leuten wissen: es wären ohnedies schon mehr als genug Narren in der Welt, und stünde einem Fürsten besser an, das Seinige auf Männer zu wenden, die sich um das Reich verdient machten, statt davon dergleichen Burschen und Einführer übler Beispiele zu füttern. Der Pfalzgraf Kurfürst Friedrich III. gab seinem Sohn, Herzog Christoph, die schriftliche Mahnung: „Schmeichler, Gotteslästerer und Schalksnarren laß dir nicht wohlgefallen, wer aber dich straft und dir wohl rät, den laß dir lieb sein.“ Kaiser Rudolf II. und Ferdinand I. waren weder Possenreißern noch Narren gewogen und duldeten sie nicht am Hofe. Ernst der Fromme nannte die Hofnarren eine Schande der Fürsten. Beim Herzog Wolfgang Wilhelm zu Neuburg lebte ein kurzweiliger Mensch, den man spottend Junker Peter hieß, obwohl er nicht von Adel war. Ein



Bildnis eines Zwerges Philipps IV. von Spanien:
El primo („der Vetter").
Gemälde von Diego Velazquez.

kölnischer Narr warf dem „Junker" vor, daß Herzog Wolfgang nicht so viel auf ihn hielte wie der Kurfürst von Köln auf seinen Junker Wießweiler, und bekam von Peter die Antwort: „Das weiß ich wohl; mein Herr läßt sich mehr angelegen sein, Land und Leute gut zu regieren,

als dein Kurfürst, darum bleibt ihm auch nicht so viel Zeit, mit Gecken umzugehen."

Der alte Flögel schrieb 1789, daß manche Fürsten, die Gefallen an Wissenschaften und gelehrten Leuten fanden, den Hofnarren und ihrer Sippe nicht geneigt waren. Dies sei aber kein Zeugnis dafür, daß nur Fürsten von geringen oder gar schlechten Eigenschaften an solchen Leuten Gefallen fänden; die klügsten, verständigsten Fürsten, fromme und rechtschaffene Männer, hätten ihre Freude an den Hofnarren und ihren Schwänken und Possen zu allen Zeiten gehabt.

Nach natürlichen Gaben und Bildung gab es zu allen Zeiten die verschiedensten Arten von Lustigmachern und Hofnarren. Ein altes kluges Wort eines Narren besagt: „Wer ein guter und rechtschaffener Narr oder Geck sein wolle, müsse zuvor klug gewesen sein." Und Gesner meint, die Einfälle mancher Hofnarren wären oft weiser gewesen als jene ihrer Herren, sie versteckten sich berechnend hinter ihre scheinbare Narrheit, um im Schutz ihrer Tollheit die bittersten Wahrheiten zu sagen. Ein vornehmer Politiker äußerte einst, daß ein großer Herr entweder die besten Geschichtschreiber lesen solle, oder — Narren halten, wenn er dazu keine Neigung spüre: „Denn was zuweilen kein Kanzler äußere, kein Hofprediger wagt sich zu erkühnen, das sagt ein Narr oder der Historiker. Der Geschichtschreiber sagt, es sei geschehen; ein Narr aber vermag mehr, denn er sagt, es geschehe noch. Man sagt, Kinder und Narren reden die Wahrheit; weil nun Kanzler und Räte oder andere Großen, Hofprediger und Superintendenten nicht für Kinder oder Narren angesehen werden wollen, so kommt es, daß große Herren so selten die Wahrheit hören."

Ein Shakespearescher Narr sagt: „Wahrheit ist ein



Ein Blöder: Das „Kind von Vallecas".
Gemälde von Diego Velazquez.

Hund, der ins Loch muß, dieweil Jungfer Lüge sich am Kamin wärmen und stinken darf." Der gelehrte Friedrich Taubmann, Professor der Poesie, gekrönter Dichter und Hofpoet, bekam einmal vom sächsischen Kurfürsten Christian II. bei der Tafel zu hören, daß er es gut an seinem Hofe habe, wo es ihm an nichts fehle, was er wünsche. Taubmann erwiderte: „Eins fehlt aber doch,

die Wahrheit nämlich; sie liegt nicht mehr krank im Bett wie vormals, sie ist kürzlich sogar ohne Beichtvater gestorben."

Offenheit und Redlichkeit waren nach Weber die Haupttugenden der besten unter den lustigen Räten; sie konnten auf ihr ungeschriebenes Recht pochen, Höflingen und Gästen alles Kindische, Schädliche, Unnütze oder Schlechte vor die Nase zu halten. Mancher unüberlegte, allzu rasche Rat ernster Männer ist durch ein treffendes Wort eines gescheiten Narren in der Geburt erstickt worden, wie auch manche allzu rasche, überhitzte Handlung eines Fürsten. Bisweilen konnten Narren ihren Herrn zu Handlungen raten, worauf kluge Leute am Hof nicht kamen. Sie trugen nicht selten zur Beseitigung veralteter Mißstände bei, über die sich ein anderer Mensch ohne die schützende Maske der Narrheit kein Wort erlauben durfte. Doktor Gregorius Lamparter, der württembergische Kanzler und Rat Kaiser Karls V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst sollte zwei Narren haben, einen, den er vexiert, und einen, der ihn vexiere."

Dem 18. Jahrhundert entstammen die Verse Logaus:

„Ein Herr, der Narren hält, tut wahrlich weislich dran,
Weil, was kein Weiser darf, ein Narr ihm sagen kann!"

Dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen wurde ein Teil seiner Länder angefochten. Er fragte auch seinen Narren Klaus um Rat, wie er sich dazu stellen solle. Der verlangte den besten Leibrock des Fürsten, ehe er ihm seine Meinung sagte. Nach einer Weile erschien er mit der einen Hälfte des Rockes über seinem Narrenkleide; er hatte das schöne Gewand zerschnitten. Erbost wollte der Fürst den Narren prügeln lassen. Nach dem ersten Zorn aber fragte er, was die Possen bedeuten sollten. Klaus



Bildnis eines Zwerges Philipps IV. von Spanien:
Don Antonio el Ingles (der Engländer).
Gemälde von Diego Velazquez.

sagte: „Gevatter, wie mir der halbe Rock ansteht, so wird es dir auch anstehen, wenn du deine Länder teilen wirst lassen."

Karl der Einfältige sagte zu seinem Hofnarren Jean:

„Du hast so viel Macht, daß man beinah dich für den König und mich für den Narren hält. Wie wär's, wenn wir miteinander tauschten?" Der Narr stellte sich bedenklich und verdrießlich, wollte nichts wissen von solchen Vorschlägen, bis ihn der König frug, ob er sich schäme, König zu sein? Jean gab ihm zur Antwort: „Nein. Aber ich müßte mich meines Narren schämen." Als Kaiser Karl V., nachdem ihm König Franz I. von Frankreich bei Pavia vorher übel mitgespielt hatte, aus Spanien kam und durch Frankreich nach den Niederlanden reiste, kam der Narr Triboulet zu König Franz und sagte: „Sire, ich bin nicht mehr der einzige Narr, es sind ihrer nun drei." Der König fragte: „Wer sind dann die beiden anderen?" Triboulet gab ihm zu hören: „Einer ist Karl V., weil er nach Paris kommt; der andere sind Sie, weil sie ihn nicht gefangen nehmen; der dritte aber bin ich, weil ich wage, das zu sagen." Damit rannte er aus dem Zimmer. Triboulet war 1525 bei jenem Kriegsrat vor dem unglücklichen Feldzug nach Italien, wo Franz I. bei Pavia gefangen wurde, zugegen. Er hörte still allen jenen Vorschlägen zu, wie man am rascheften nach Italien und vor Rom käme, dann sagte er: „Eure Ratschläge scheinen euch wunder wie weise, aber das Notwendigste habt ihr doch vergessen. Wie ihr hineinkommen wollt, weiß ich nun, nun solltet ihr vorher weit mehr bedacht haben, wie ihr wieder herauskommen könnt." Der Narr war klüger gewesen als die Kriegsräte des Königs.

So sagte einst der ebenso getreue als kluge Hofnarr Kunz von der Rosen zu Kaiser Maximilian I., als es ihm in Kriegsläuften an Geld fehlte, er solle Amtmann werden; damit gab er ihm, wie Zinkgref sich ausdrückt, „seiner Amtleute Alfanzerei, Geiz und verhehlten Reich-



Bildnis eines Zwerges Philipps IV. von Spanien.
Gemälde von Diego Velazquez.

tum zu verstehen". Als Kunz einst mit einigen Fürsten in Gegenwart des Kaisers Karten spielte und zwei Könige bekam, fragte er sie, ob der das Spiel gewinne, welcher drei Könige hätte? Als sie bejahten, zeigte er seine zwei Könige auf, faßte den Kaiser beim Arm,

sagte: „Hier ist der dritte König“ und strich das Geld ein. Zum Kaiser aber sagte er: „Siehst du, Max, für so einen Kartenkönig, mit dem sie trumpfen, halten dich deine Fürsten.“

Der Narr des Kurfürsten Maximilian von Bayern, Jonas, kam einst nach Wien und sah dort mehrere Soldaten auffallend niedrig am Galgen hängen. Um geringer Vergehen willen, woran eigentlich die Vorgesetzten schuldig waren, gerieten sie dem Henker in die Hände. Jonas sagte, der Kaiser könne auf diese Art kein Glück haben. Als man wissen wollte warum, gab er die feine Antwort: „Man henkt hier zu niedrig, man sollte etwas höher henken.“

Der Narr Nelle war 1613 mit Kaiser Matthias auf den Reichstag zu Regensburg gezogen. Solange er dort war, trug Nelle ein schön gebundenes Buch in auffallender Weise immer unter dem Arm. Als ihn der Kaiser fragte, was er mit dem Buch vorhabe, sagte der Narr, er würde die wichtigen Beschlüsse darin aufzeichnen. Einmal verlangte Matthias das Buch, blätterte vergeblich darin, es enthielt nur leere Seiten. Weil nichts verrichtet worden sei, habe er nichts aufschreiben können, sagte der Narr. Ein bitteres Wort stammt von dem Narren Lips, einem „sehr albernen Menschen“ am Hof des Markgrafen Philipp von Baden. Als man lange Rat pflegte, ob man die Juden ins Land nehmen solle oder nicht, wollte der Markgraf des Narren Ansicht hören. Lips meinte: „Ich bin dafür, daß ihr sie aufnehmt. Dann werden wir alle Religionen im Land haben, bis auf die christliche, die uns noch fehlt.“

Taubmann kam einst als Bettler verkleidet zum Kurfürsten nach Torgau und bat um ein Almosen, weil ihn sein Handwerk nicht mehr ernähre. Der Fürst er-

kannte seinen lustigen Rat nicht und wollte wissen, was der Bettler für ein Geschäft vorher getrieben. „Ich bin ein Brillenmacher," sagte Taubmann, „aber man braucht immer weniger Brillen, seitdem Fürsten und Herren durch die Finger sehen."

Unter Königin Elisabeth von England lebte ein Narr am Hofe, den man den bitteren Narren hieß. Sein Name war Pace. Die Königin sah ihn wegen seiner Grobheit nur selten. Einmal ließ sie sich überreden, ihn kommen zu lassen, weil man ihr versicherte, daß er gewitzt genug sei, um nichts Beleidigendes zu sagen. Als er kam, empfing ihn die Königin mit den Worten: „Was bringst du Neues, Pace? Soll ich meine Fehler von dir zu hören bekommen?" Der Narr schüttelte den Kopf: „Nein! Denn über Dinge, von denen die ganze Stadt spricht, rede ich niemals."

Wieviel ein Narr damals wagen durfte, beweist das Auftreten eines Ungenannten gegen den Herzog von Buckingham, der sich gegen den König, dem er sein Glück verdankte, aufgeblasen und stolz benahm. Nach einem glücklichen Wurf im Kegelspiel sagte er zum König, ohne bei der Anrede den Hut vor ihm zu ziehen, wie die Sitte verlangte: „Mein Herr, ich habe gut geschoben!" Der Hofnarr schlug im Zorn über diesen Verstoß dem Herzog den Hut vom Kopf und schrie ihn an: „Wie kannst du schlechter Gesell dich unterstehen, mit dem König zu reden, ohne den Filz abzuziehen?" Der Herzog wollte dem Narren die Faust ins Gesicht schlagen, aber der König hielt ihn zurück: „Laß es gut sein," sagte er zu Buckingham, „einem Narren darf man nichts übelnehmen." Der Hofnarr, noch immer gereizt, entgegnete: „Diesmal bin ich kein Narr, sondern ein guter schottischer Edelmann, der niemals dulden

wird, daß irgend jemand seinem König die schuldige Achtung versage."

Wenn Narren und Lustigmacher Königen und Fürsten manche bittere Pille in witzig versüßter Form zu schlucken gaben, hielten sie ihr Mundwerk gegen Höflinge und Gäste noch weniger im Zaum. Einst sollte der Herzog von Mailand über Rangstreitigkeiten entscheiden, die zwischen den Doktoren der Rechte und den Ärzten um den Vortritt bei Hof ausgebrochen waren. Die gelehrten Herren konnten darüber nicht einig werden, und nun wollte der Herzog, daß der Hofnarr seine Weisheit hören lasse. Der meinte, es sei sonst herkömmlich, wenn man einen Übeltäter hinausführe, ginge der voran und der Henker hintennach. Die Frage sei nur, wer in diesem Fall der Henker sei. Ihm schiene, daß der Arzt hinter den Juristen gehen solle. So wäre beiden geholfen.

Am sächsischen Hofe lebte unter August II. und seinem Nachfolger ein dickwanstiger Narr und gewandter Taschenspieler, Joseph Fröhlich aus Bayern. Er besaß ein Haus in Dresden und ritt jeden Morgen in seiner Hanswurstjacke, einen spitzigen Hut auf dem Kopf, zum Hofe. August II. schenkte ihm neunundneunzig Narrenkleider und ließ ihm einen außerordentlich großen Kammerherrnschlüssel aus Silber machen, der so gearbeitet war, daß er auch als Trinkgeschirr diente. Ein Edelmann wollte sich durch den Narren beim König in Vorteil setzen und schickte ihm ein Kalb, einen Hammel, einen welschen Hahn und zwei Gänse. Fröhlich trieb seine lebendigen Geschenke nach dem Hof und entdeckte auf höchst lustige Art den ganzen Handel dem König. Als Fröhlichs Frau ihn mit einem Kind beschenkte, erschien der Narr mit einem Korb voll Gevatterbriefen,



Lautenspielender Hofnarr.
Gemälde von Max Volkhart.

bat den ganzen Hof um Patenschaft für das Neugeborene und zog mit reichen Gaben nach Hause.

Auf drollige Art wußte ein Narr seinen Fürsten auf drei Hofleute achtsam zu machen, die in seiner Gegenwart sich einander freundschaftlich gesinnt zeigten und hinter seinem Rücken Ränke schmiedeten. Nacheinander wurde

auf die Gesundheit dieser drei Edelleute getrunken, und der Narr trank mit. Als sein Glas geleert war, schnitt er gräßliche Gesichter, stellte sich ächzend und stöhnend an, als ob ihn hartes Leibschneiden schmerze, bis man nach der Ursache seines kläglichen Zustandes fragte. Da sagte er zu seinem Herrn: „Gevatter, es ist nicht zu wundern, daß sich die drei verdammten Kerle in meinem Magen nicht vertragen, die so viel Unruh um dich herum verursachen.“

Klaus von Ranstätt, ein ehemaliger Gänsehirt, war als Narr bei vielen Herren gewesen, zuletzt am Hofe Johanns des Bekenners in Sachsen. Dem Kurfürsten wurden kostbare Edelsteine zum Kauf angeboten, er fragte Klaus, wie hoch er sie wohl schätze, und bekam zur Antwort: „So hoch ein reicher Narr sie bezahlen kann.“ Einst foppte ihn ein Edelmann mit Fragen nach dem Teufel und was der wohl triebe. Klaus sagte zu ihm: „Ich weiß es nicht, wenn er dich aber holen wird, wirst du es wohl sehen.“ Er sah lange einem Betrunkenen zu, der von einer Ecke zur anderen torkelte, bis er neben eine große Kotlache kam, da schrie der Narr: „Nun stoß fest zu, du frommer Wein, daß die Sau zu ihrem Bad kommt.“

Der gekrönte Poet und wirklich gelehrte lustige Rat Friedrich Taubmann, ein biederer, gerader Mann, spielte den Hofleuten nicht selten derb auf. Er hielt sich nüchtern, wenn er auch einem guten Tropfen zuzeiten durchaus nicht abhold war. Einmal nötigten ihn die Hofleute zum Trinken, bis es auch ihm über den Hut ging und er den Wein über den Tisch von sich gab. „Ihr Herren,“ entschuldigte er sich, „wenn euer bestialisches Saufen eine Ehre sein soll, so ist mein unhöfliches Speien auch keine Schande.“ Ein Hofrat scherzte



Schelmenstreiche.
Gemälde von Fritz August Kaulbach.

mit ihm über die Kappe, wie sie Taubmann gleich den Gelehrten seiner Zeit trug, und verglich sie den Narrenhauben. Da sagte der Spaßvogel: „Wir Professoren tragen unsere Mützen doch öffentlich, ihr aber tragt eure Narrenkappen unter dem Staatsmantel.“ Bei der Tafel unterhielt Taubmann die Hofleute durch sein Lautenspiel. Sie wollten ihn foppen und sagten, er singe so schön wie einst Orpheus. „Ganz richtig,“ sagte er trocken, „ich habe ja auch einen Haufen Bestien um mich her sitzen.“ Man fragte ihn einmal, für wen wohl die flämischen armen Bauern am meisten beteten. „Für die Pferde ihrer Edelleute, denn wenn die zugrunde gingen, würden sie auf den Bauern reiten.“ Der Hund eines kurfürstlichen Beamten kläffte einst heftig während der Tafel, bis der Herzog im Ärger einem Edelknaben befahl, den Hund zum Fenster hinaus zu werfen. Das schöne Tier stürzte sich tot. Der Eifer des Edelknaben mißfiel seinen Genossen, und sie schalten ihn, bis der Herzog sie zur Ruhe wies. Taubmann aber sagte dem Junker: „Ihr habt zwar getan, was Euch von Seiner Durchlaucht befohlen worden; der Hund ist tot, nun seht wohl zu, daß Ihr Eures Fürsten Befehle in allem anderen ebenso nachkommt, sonst könnte der Hund lebendig werden und Euch beißen.“

Man sprach lange über Freundschaft und wollte auch, daß Taubmann darüber seine Meinung sage. „Die Freundschaft unter Gelehrten,“ meinte er, „entspringt aus Bildung und guten Sitten, die der Edelleute und Höflinge aus Saufen und Fressen, jene der Kaufleute aus gemeinsamer Arbeit.“ Ein Hofmann prahlte, er habe seine Gelehrsamkeit in Wittenberg mit zweitausend Reichstalern bezahlt. „Herr,“ sagte Taubmann, „wenn Ihr einen findet, der Euch hundert dafür



Menippus, der „Philosoph".
Gemälde von Diego Velazquez.

wiedergibt, so bedenkt Euch nicht, denn schwerlich werdet Ihr sie höher anbringen." Ein vornehmer Grobian lud den Professor zu Gast; als ihm Taubmann die Hand zum Gruß reichte, hielt sie der Edelmann fest: „Lieber Professor, was habt Ihr für grobe Hände, man könnte glauben, Ihr seid ein Drescher." „Erraten," gab ihm Taubmann zurück, „ich habe ja den Flegel noch in der

Hand." Auf die Frage, wo es wohl die meisten und größten Narren gebe, gab Taubmann die Antwort: „Bei Hofe, dort müsse immer einer des anderen Narr sein." Als es zum Sterben mit ihm kam, sagte er: „Nun will ich mich in meinen Ruhekasten legen und den Würmern auf dem Gottesacker vor dem Elstertor einen guten Poeten und ehrlichen Professor zu essen geben." Er tröstete seine Frau und seinen Sohn: „Beruhigt euch, die Maden müssen auch einmal etwas Gutes zu schmausen haben."

Nach den derben Sitten vergangener Tage wurde auch manchem Narren übel genug mitgespielt. Raphael Menicucci, der verschrobene Lustigmacher Ferdinands I. zu Florenz, krankte an Ehrsucht und dem Dünkel, in der ganzen Welt bekannt und berühmt zu sein. Er verlangte, daß man ihn mit dem Grafentitel anredete, und zankte mit jedermann um seinen Rang am Hofe. Bei einem Mahl hieß man ihn, um ihn zu Ausfällen zu reizen, hinter den Edelknaben stehen, er weigerte sich, dies zu tun, denn es wäre niemand unter den Gästen, vor dem er zurückzustehen brauche. Im Speisesaal stand ein großer, sehr hoher Schrank, der nahe zur Decke reichte. Menicucci fand, daß dies der Platz sei, der seiner hohen Würde angemessen war, ließ eine Leiter holen und Tisch und Stuhl hinaufschaffen. Man bewirtete ihn vorzüglich an seinem Platz, wie es seinem Dünkel anstand. Endlich zogen die Pagen die Leiter weg, brachten einen Haufen feuchtes Stroh und zündeten es an. Der arme Narr erstickte fast im Dampf, bat und zeterte, man möchte ihn herunterlassen. Auf sein Geschrei kam der Herzog und erlöste den halberstickten Kerl aus dem Qualm.

Gian Andrea Doria hielt einen witzigen Narren,



„El Bobo de Coria“ (der Idiot von Coria).
Gemälde von Diego Velazquez.

Feo genannt, in seinem Hause. So oft Doria krank war, mußte Feo alle Arzneien mit ihm einnehmen und allerlei Dinge essen, die dem Narren widerlich waren. Wenn er zu klagen wagte, gab ihm sein Herr zu hören: „Geduld, Geduld! Wenn ich gute Bissen aß, hast du sie mit mir genossen; so nimm nun auch teil am schlechten.“

Ein Herzog von Mantua, Vincentius I., ließ zum

lustigen Abschluß einer Jagd seinen Narren mit einem Wildschwein in einen großen Sack stecken. Man gab dem Narren ein Schwert in die rechte Hand und einen derben Prügel in die Linke. Dem Schwein war der obere Teil des Rüssels zuvor abgeschlagen worden, damit es dem Narren nicht zu übel ginge. Bald jagte der Narr das Schwein, bald fiel es über ihn her, bald überrannten sich beide; einmal lag der Narr oben, dann rannte das Tier ihn um; so wild der geängstete Narr im Dunkel des Sackes sich mit Schwert und Prügel auch wehrte, ward er doch nicht Herr über das gereizte Tier. Die blutige Balgerei machte den Gästen mehr Kurzweil als die Jagd zuvor. Am gleichen Hofe war ein spanischer Narr, Hieronymus, ein vermessener, leidenschaftlicher Spieler, der sich, wenn ihm Geld fehlte, auf die Bedingung zum Spiel setzte, daß seinem Partner, an den er verlor, frei stand, ihn mit einer kleinen Armbrust und scharfen, spitzigen Pfeilen auf die bloße Haut zu schießen, wohin es ihm gefiel.

Unter anderen merkwürdigen Personen am Hofe König Friedrichs I. von Preußen war ein sonderliches Wesen der in den Freiherrnstand erhobene Jakob Paul v. Gundling. Er hatte studiert, war weitgereist, kam aber durch seine Trunksucht und tausenderlei Wunderlichkeiten dazu, eine Art Hofnarrenrolle zu spielen. Wenn er sich bei einem französischen Weinschenk bezechte, heftete man ihm allerlei Figuren von Ochsen, Eseln und Affen ans Kleid oder klebte ihm kleine ausgeschnittene Figuren ins Gesicht, die er kaum wieder herunter brachte, so daß es, wenn sie auch zu lösen waren, schien, als seien sie in die Haut gebeizt. Im Jahre 1726 war ein anderer gelehrter Spaßmacher, David Faßmann, an den Berliner Hof gekommen. Er nannte Gundling eine „afrikanische

Kreatur", verglich ihn mit einem polnischen Ochsen und anderen Tieren. Gundling geriet ihm in die Haare. „Als wir heftig miteinander disputierten," erzählt Faßmann selbst, „ergriff ich ein Feuerpfännchen mit glühendem holländischen Torf, wodurch sein Gesicht sehr verbrannt wurde. Er packte mich an, warf mich auf den Bauch, zog mir die Hosen ab und gab mir mehr als dreißig Streiche mit der heißen Feuerpfanne, daß ich



Hans Holbein, Schlußbild zu Erasmus von Rotterdams „Lob der Torheit": Die Narrheit verläßt den Lehrstuhl.

wohl in vier Wochen nicht ohne Schmerzen habe sitzen können. Ein andermal wollte er mich zum Fenster hinausstürzen. Einst sollte ich Kugeln mit ihm wechseln, wozu ich aber nicht zu bewegen war, er aber brannte seine Pistole nahe an meiner Perücke los, daß sie in Flammen geriet." Faßmann erlebte es noch, daß Gundling starb, und ging mit seiner Leiche. Als Gundling am 11. April 1731 zu Potsdam aus der Welt schied, fand man „ein Loch in seinem Magen, welches man den vielen hitzigen Getränken zuschrieb". Zehn Jahre vor seinem Tode war ein Sarg in Gestalt eines Weinfasses mit Reifen darum für ihn gemacht worden.

Auf den schwarzen Anstrich war oben ein weißes Kreuz gemalt, und auf den Seiten standen die Verse:

„Hier liegt in seiner Haut
Halb Schwein, halb Mensch, ein Wunderding,
In seiner Jugend klug, in seinem Alter toll,
Des Morgens wenig Witz, des Abends allzeit voll.
Bereits ruft Bacchus laut, dies teure Kind ist Gundeling."

Offiziere, königliche Bediente und Beamte des Magistrats folgten diesem Sarg; nur die reformierten und protestantischen Geistlichen weigerten sich wegen der Form des Sarges, mitzuziehen. Schon zehn Jahre vor Gundlings Tod war eine derbe Grabschrift im Umlauf, die mit den Versen schloß:

„Hier muß ein teures Haupt in dieser Gruft verwesen,
Das Esel, Schwein und Ochs zu gleicher Zeit gewesen."

Als Gundling gestorben war, schickte man seinem Geistesverwandten am Dresdener Hofe, dem Spaßmacher Fröhlich, ein Schreiben, das ihm des Professors Tod meldete. Er antwortete umständlich, schrieb, daß er sich alle Zähne im Maul losgeheult habe und einen Trauerflor trage, der ihm drei Gassen weit nachflöge. In seinem Dorf sei allgemeine Trauer von ihm geboten worden, alle Zimmer und auch der Schweinstrog in seiner Residenz seien schwarz verhüllt. Auch alle anderen Narren, die damals in Dresden lebten, legten Trauer um Gundling an, sie mußten bei Hofe mit fast zwanzig Ellen langen Flören und mit Trauermänteln, die lange Schleppen hatten, erscheinen.

Nicht alle Narren gingen so schimpflich aus der Welt, obwohl man sie als „unehrliche Leute" ansah. König Friedrichs I. von Preußen lustiger Rat Putzmann sollte als Lutheraner auf dem Petrikirchhof zu Kölln an der

Spree begraben werden, aber die ganze Geistlichkeit widersetzte sich. Da befahl der König, daß man den Narren in der Peterskirche, nicht weit vom Altar und mitten unter den Geistlichen beisetze. Er sagte: „Putzmann war ein Prediger der Wahrheit und hat meiner selbst nicht verschont, darum verdient er mitten in der Kirche zu liegen, wo nichts als lauter Wahrheit gepredigt werden soll.“ Auch Karl V. ließ für zwei seiner Hofnarren in Kirchen Grabmäler errichten. Der spanische Dichter Don Miguel de Cervantes erwähnt den Narren Lope de Rueda ehrenvoll als einen „in seiner Kunst vortrefflichen, berühmten Mann, der in der Hauptkirche zu Cordova zwischen den beiden Chören begraben liegt, wo man auch den berühmten Narren Luis Lopez beisetzte“. Eine Seltenheit ist die umfangreiche gedruckte Leichenpredigt auf den Narren Hans Miesko, die auf Befehl Franz I., Herzogs von Pommern, von Pastor Cradelius verfaßt, 1619 zu Stettin erschien.

Neben den süßen oder bitteren Narren, Possenreißern und lustigen oder drolligen Schmarotzern aller Art hielt man seit alten Zeiten an Höfen auch mißgestaltete Leute, Zwerge und Blödsinnige zur Belustigung. Schon die Römer ergötzten sich an dem meist unfreiwilligen Blödsinn der Morionen, für die es als beliebten Handelsartikel eigene Märkte gab; ja fast zu allen Zeiten verbildete und verstümmelte man Kinder künstlich zu Krüppeln, um sie zu verkaufen. Die meisten der römischen Cäsaren hielten Zwerge. Augustus ließ sie aus allen Ländern für sich erwerben, sein niedlichster Zwerg, Lucius, dem er ein Standbild errichten ließ, war kaum zwei Fuß hoch und wog siebzehn Pfund. Der Zwerg des Tiberius war wegen seiner Macht über den Kaiser

gefürchtet. Der Zwerg Kanopas, den Julia, die Tochter des Augustus, besaß, war zierlich gebaut und kaum eine Handbreit höher als zwei Fuß. Unter Franz I. und Heinrich **II.** von Frankreich wurden Zwerge beliebter als vorher; zu jener Zeit lebte ein Mailänder Zwerg, den man, einem Papagei gleich, in einem Käfig herumtrug. Eine Zwergin aus der Normandie am Hof der Königin-Mutter war im Alter von achtzehn Jahren nur achtzehn Zoll hoch gewachsen. Im 16. Jahrhundert war in Italien die Mode, Zwerge zu halten, allgemein. Kardinal Vitelli war von vierunddreißig Zwergen umgeben, die er für große Summen erwarb. Manche unter diesen unseligen Wesen verfügten über weit weniger geistige Fähigkeiten als ein dressierter Hund, doch waren auch kluge, bildungsfähige Geschöpfe unter ihnen nicht selten. Auch am spanischen Hofe waren sie durch lange Zeit beliebt. Diego Velazquez malte Bildnisse jener Zwerge, die zum Schönsten gehören, was von seiner Hand stammt. Auch König Friedrich I. von Preußen hielt Zwerge, darunter stand ein kurländischer in besonderer Gnade, der beständig in goldene und silberne Brokatstoffe gekleidet ging. Zur Hochzeit Herzog Wilhelms von Bayern mit Prinzessin Renate von Lothringen, die 1568 in München stattfand, wurde ein drei Spannen langer Zwerg in einer Pastete verborgen auf die Tafel gesetzt; auf ein Zeichen entstieg er dieser absonderlichen Hülle, „bekleidet mit einem vergoldeten Küraß und eine kleine Fahne munter schwingend, stolzierte er auf dem Tisch von einem Gast zum anderen und machte die zierlichsten Komplimente". Am längsten erhielt sich der Brauch in Rußland, wo man mit großen, verschwenderischen Feierlichkeiten Zwergenhochzeiten und -bälle zu veranstalten pflegte. Zu solchen Lustbarkeiten brachte man

1710 zu Ehren des Herzogs von Kurland und seiner Gemahlin aus dem ganzen Reiche zweiundsiebzig Zwerge zusammen. Drei Jahre darauf aber feierte die Schwester des Zaren, Prinzessin Natalie, eine eigene Zwergenhochzeit, zu der es gelang, dreiundneunzig Zwerge zu versammeln. Auch Begräbnisse von Zwergen gaben Anlaß zu großen Zwergenzusammenkünften mit kostbarstem Gepränge. In Bayern führte die Rangliste noch im Jahre 1785 drei Zwerge auf, die wohl die letzten Zeugen einer erloschenen Mode an europäischen Höfen gewesen sind.

Weit mehr als über Narren und Zwerge wäre von „wunderlichen Käuzen" zu berichten. Im Getriebe der großen Städte verschwinden sie in der Menge, nur an kleinen Plätzen gedeihen sie noch in stillen Winkeln und sind nicht nur ihren nächsten Nachbarn bekannt. Auch unter ihnen trifft man jenes Gemisch von versteckter Klugheit, die sich der scheinbaren Verrücktheit als bergenden Kleides bedient, um je nach Anlage und Bildung Späße oder bittersüße Wahrheiten an den Mann zu bringen.

Johann Rhodus, Professor der Medizin in Marburg, ließ an sein Haus eine stattliche Zahl von Juristen und Medizinern im Narrengewande malen und sich selber mit dem Uringlas in der Hand — woraus man damals fast alle Krankheiten erkennen wollte — mitten darunter. Ein vornehmer Mann, der an dem Hause vorüberging, sagte zu Rhodus: „An dem Hause stehen viele wahrhaft getroffene Narren." Der gelehrte Arzt lachte: „Ja, ja, aber es gehen noch viel größere daran vorüber, wie ich alle Tage und eben jetzt wieder sehe." Manche Geschichten über wunderliche Käuze gingen aus vergangenen Tagen umgewandelt nur langsam auf andere Namen

über, darunter nicht wenige, die ursprünglich dem italienischen Geistlichen Arlotto, der um 1483 starb, zugeschrieben wurden. Bei uns ging es so mit dem wunderlichen Narren von Kahlenberg, dessen Schwänke schon um 1400 gesammelt, in späteren Zeiten oft gedruckt worden sind und wiederholt unter anderen Namen umliefen. Einst ließ er aussprengen, er wolle vom Kirchturm aus über die Donau fliegen, wollte aber nur erreichen, daß große Massen Gaffer kämen, die seinen verdorbenen Wein trinken sollten. Als sein Zweck fast erreicht war, drängten die Bauern, das Wunder zu sehen. Da erschien der Spaßmacher, auf wunderliche Art mit Pfauenfedern aufgeputzt, und machte lächerliche Anstalten, vom Turm abzufliegen. Als der Wein zuletzt ganz getrunken war, schrie er vom Turm herab, ob sie wohl je einen Menschen hätten fliegen sehen? Da sie nein sagten, meinte er: „Nun, so sollt ihr es auch von mir nicht sehen." Bei einem hohen Herrn erschien er mit beschmierten, zerrissenen Stiefeln; der Herzog wollte ihm neue geben lassen, aber der Schalk bat ihn nur, ihm das Flicken zu bezahlen, und ging zu einem Goldschmied, von dem er verlangte, ihm auf Kosten des Herzogs die Stiefel mit dicken silbernen Sohlen zu beschlagen. Einst ließ er etliche Totenköpfe den Berg hinabrollen; als er sah, wie sie durcheinanderkollernd verschiedene Wege liefen, sagte er: „Viel Köpfe, viel Sinne! Wie sollten die Leute im Leben eins gewesen sein, da noch im Tode jeder seinen besonderen Weg rennt."

Ein alter Weiser prägte das Wort: „Was hätten wir arme Menschen vom Leben, wenn wir nicht über unsere Torheiten lachen könnten."



Von allerlei seltsamen Expeditionen im 20. Jahrhundert

Eine Schatzgräberexpedition nach der Seeräuberinsel Trinidade. — Eine zweijährige Jagd auf einen Schmetterling. — Kreuzerexpeditionen gegen Gespensterschiffe. — Jagdreisen nach Urweltieren

Von Friedrich Otto

Abenteuerreiche Expeditionen wurden auch in unserem Jahrhundert, dem Zeitalter der Technik und Aufklärung, noch unternommen. So fand vor kurzem erst eine Schatzgräberexpedition ihren Abschluß, die nach einer Insel an der brasilianischen Küste führte. Über dieses Unternehmen veröffentlichte eine brasilianische Zeitung folgende Einzelheiten: Angeblich ruhen auf der einsamen Felseninsel Trinidade, von Seeräubern stammend, unermeßliche Schätze, die schon mehrfach das Ziel merkwürdiger Expeditionen waren, so 1885, 1911 und jetzt wieder. Die letzte Reise stützte sich auf ein in London erschienenes Buch, das die Reichtümer beschrieb und auch ein altes Schriftstück enthielt, das kein Geringerer als der Piratenchef Zulmiro selbst verfaßt haben sollte. Selbst der Merkstein, der Angelpunkt der Erfolge, den die früheren Schatzgräber vergeblich gesucht hatten, war in dem Werk abgebildet. Um Geld für das Unternehmen zu beschaffen, wurden Aktien im Betrage von hundert Mark ausgegeben und dem Inhaber bei Hebung des Schatzes 150 000 Mark für den Anteilschein in Aussicht gestellt. Auf diese Weise kam das nötige Geld rasch zusammen, und der Dampfer „Caroline" konnte bald die Anker lichten. Über den Schatz selbst schreibt Hauptmann Zulmiro: „Der Schatz ist auf einer Insel namens Trinidade, 648 Meilen von der brasilianischen Küste entfernt, an zwei verschiedenen Stellen verborgen. An der ersten liegen Goldstaub, Münzen verschiedener

Länder und kostbare Steine von hohem Werte. Diese Niederlage ist fünf Millionen wert. Das andere Versteck ist größer, aber nicht so reich; es enthält Kunstarbeiten in Gold und Silberbarren und ist das Ergebnis jahrelanger Seeräuberei.“ Noch ausführlicher wird dann das reichere Versteck geschildert, allerdings schon in einem Stile, der einem phantastischen Märchenerzähler aus Tausend und eine Nacht Ehre gemacht hätte. Die Schatzgräber fanden jedoch nichts als Fische, Schildkröten, Krebse, eine unangenehme, scharfe Brandung und einen Berg bei der Insel, der angeblich wieder im Meer versank. Da die Expedition rund 300 000 Mark kostete, so haben die Unternehmer wenigstens einige Schätze aus den Taschen jener gesammelt, die nicht alle werden.

Daß vierzig Personen zwei Jahre lang in fernen Ländern Wälder und Sümpfe durchstreifen, um eines Schmetterlings habhaft zu werden, gehört ebenfalls zu den Sonderbarkeiten, wenn auch bekannt ist, daß häufig Expeditionen von Orchideensuchern viele Monate lang unter Entbehrungen und Abenteuern aller Art nach kostbaren Arten dieser Pflanzenfamilie fahnden. Der Schmetterling, der kürzlich der wundervollen Sammlung des New Yorker naturgeschichtlichen Museums vermacht wurde, besitzt einen Liebhaberwert von 32 000 Mark. Er besitzt keinerlei auffallende Farbenpracht, sondern ist schlicht graublau mit eingestreuten gelben Sprenkeln. Das Insekt stammt aus der Kolonie Sierra Leone, dem einzigen Erdstrich, auf dem man diesem Schmetterling begegnet, wenn man Glück hat, denn er gehört auch dort zu den größten Seltenheiten.

Gespensterschiffe, die ohne Mannschaft oder nur mit Toten an Bord als „fliegende Holländer" die Schiffahrt stören, werden immer wieder von Kreuzern gesucht, die ausgesandt werden, um die gefährlichen Wracks zu beseitigen. Kurz vor dem Kriege hatte ein großer Überseedampfer eine Begegnung mit einem solchen Gespensterschiff in Gestalt eines Dreimasters, der anscheinend in gutem Zustande war, nur etwas tief ging und auf gut Glück dahinschwamm. Es war Nacht und niemand an Bord. Die elektrischen Scheinwerfer ließen jedoch trotz des Nebels noch rechtzeitig die fürchterliche Gefahr erkennen. Der Vorfall steht nicht vereinzelt da. In den vier auf 1891 folgenden Jahren sah man nach einem Bericht des Army and Navy Register der Vereinigten Staaten 625 verlassene Fahrzeuge, über deren Schiffbruch nichts bekannt geworden war. 139 von ihnen wurden nur einmal erblickt und dann zweifellos durch Unwetter gänzlich zerstört. Aber 16 durchliefen die große Straße des Ozeans in beiden Richtungen, je nachdem Wind und Strömung sie trieben. In den vier Jahren von 1887 bis 1891 verursachten sie 38 Zusammenstöße, von denen 6 den Untergang der betroffenen Schiffe zur Folge hatten. Gegen diese „derelicts", wie sie in Amerika genannt werden, hat man schon wiederholt internationale Maßnahmen vorgeschlagen. Auf der Konferenz von 1889 beschloß man die Schaffung eines Kreuzers auf Kosten aller beteiligten Mächte, der Jagd auf die Gespensterschiffe machen sollte. Ein Jahr später, anläßlich der Ausstellung in Chikago, schlug man vor, daß eine jede Macht je nach ihrer Lage ein Stück der Ozeanstraße säubern solle. Auch 1899, auf dem Kongreß in London, und 1907 in Lissabon faßte man ähnliche

Beschlüsse. Die Gefahr der Gespensterschiffe besteht gleichwohl weiter. Daß aber selbst im Ärmelkanal ein Gespensterschiff sich herumtreiben konnte, bewies ein Vorfall im November 1913. Allerdings war das Schiff erst auf dem Wege, ein „fliegender Holländer" zu werden, denn an Bord befand sich, als es angetroffen wurde, noch der Kapitän, der von seiner Mannschaft im Stich gelassen worden war und vier Tage allein im Sturm mit seinem Schiff im Ärmelmeer trieb, bis er von einem deutschen Dampfer gerettet wurde. Auf der Ausreise nach Südamerika traf der kleine englische Schleppdampfer „Mana" gleich nach seiner Abfahrt von Dover sehr schlechtes Wetter im Kanal an. Der Kapitän hatte von Anfang an über Unbotmäßigkeit seiner Leute zu klagen, und als er ihnen den Befehl gab, die Takelage des Rettungsbootes in Ordnung zu bringen, ließen die Leute zu seinem Entsetzen das Boot hinab und stießen vom Dampfer ab, ohne ihn mitzunehmen. Bald darauf gingen die Kesselfeuer aus. Der Unglückliche blieb vier Tage und Nächte ununterbrochen auf den Beinen, ohne Nahrung zu nehmen. Viele Schiffe kamen vorbei, ohne seine Notsignale zu beachten. Auf der Höhe von Guernsey nahm sich endlich der deutsche Dampfer „E. Ruß" des treibenden Fahrzeuges und seines aufs äußerste erschöpften Kapitäns an und schleppte die „Mana" nach Falmouth.

Vor ungefähr sechs Jahren war der Dampfer „Continental" von Japan nach San Francisco in See gegangen und seit dieser Zeit verschollen. Man nahm an, das Schiff sei mit Mann und Maus untergegangen. Jetzt haben Mitglieder einer russischen Expedition, die Sibiriens Küste bereisen, in der Nähe der Insel Sachalin den Dampfer im Ochotskischen Meer, von

Packeis vollständig umschlossen, entdeckt. Das Schiff selbst befand sich noch in vollkommen gutem Zustand, doch von der Besatzung fand sich keine Spur. Einige Expeditionsmitglieder gingen an Bord und stellten fest, daß nicht nur alle Rettungsboote fehlten, sondern daß die Mannschaft beim Verlassen des Schiffes auch die Bordbücher mitgenommen hatte. Die Besatzung von dreißig Mann hatte das Schiff aufgegeben, wahrscheinlich, um die Insel Sachalin zu erreichen. Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die Seeleute in der Eiswüste des Ochotskischen Meeres den Tod gefunden haben.

Furchtbar muß der Anblick eines seit zwanzig Jahren vermißten Seglers gewesen sein, der an der feuerländischen Küste aufgebracht wurde. Man fand an Bord siebzehn Leichen, die bei Berührung in Staub zerfielen.

Viele Reisen in die Ferne haben der Frage gegolten, ob es noch heute lebende Urwelttiere gibt. Ja, es wurde sogar schon einmal die Möglichkeit erörtert, eine Luftschifferexpedition auszurüsten, um gewisse afrikanische Sumpfgebiete, die angeblich undurchdringlich sind, von oben her nach Mastodonten, elefantenähnlichen Tieren der Urzeit, abzusuchen. Dem bekannten Oberleutnant Graetz, der Afrika erst im Auto und dann im Motorboot durchquerte, ist es gelungen, das afrikanische Sumpfmärchen zu entschleiern. Er drang nämlich mit seinem Motorboot in die ungeheuren Sumpfgebiete des Bangueloseees ein, wo nach den Erzählungen der Eingeborenen noch Vorweltungeheuer leben sollten. Über den Ausgang der Expedition sagt Graetz selbst: „Im Banguelosee haust im Morast das von den Eingeborenen gefürchtete Nsanga, ein entarteter Saurier, dem Krokodil zum Verwechseln ähnlich, nur mit dem

Unterschied, daß die Haut keine Schuppen trägt und die Zehen mit Krallen bewehrt sind. Es gelang mir nicht, ein Nsanga zu erlegen, doch erwarb ich auf der Insel Mbawala Bruchteile einer Haut."

Auch in Südamerika sind in den letzten Jahren wiederholt Jagdexpeditionen unternommen worden mit dem besonderen Zweck, vorweltliche Tiere in den Urwäldern noch lebend zu erspähen. Besonders die Tatsache, daß man in Chile die noch ziemlich gut erhaltene Haut eines Vorweltriesentieres fand, hat mancherlei Hoffnungen in den Köpfen phantastischer Jäger geweckt. Das vielumstrittene tote Tier wurde in Südchile am Meerbusen von Ultima Esperanza von dem Kapitän Eberhard in einer Höhle gefunden. Man entdeckte in seiner Nachbarschaft auch Menschenknochen und schloß daraus, daß der Mensch und dieses Urtier gleichzeitig gelebt haben. Das Fell des sogenannten Mylodon ist ganz eigenartig und wie bei keinem lebenden Tier. Es ist 15 Millimeter dick und hat unzählige Knorpelkugeln, die innen eingelagert sind. Das Britische und kürzlich auch das Berliner Museum haben Teile der Mylodonhaut erworben. Dem ganzen Befunde nach soll aber nichts darauf hindeuten, daß man noch heute ein solches Riesenrätseltier in Chile lebend vorfinden wird.

Die Frage, ob es noch lebende gigantische Tiere auf der Erde gibt, ist ferner dadurch aktuell geworden, daß eine Jagdexpedition in südbrasilianischen Urwäldern Spuren eines riesenhaften Urweltreptils entdeckte. Eine Reihe von brasilianischen Zoologen verbürgt sich für das Vorhandensein solcher Riesen, die aber noch keines Menschen Auge recht gesehen hat. Im Staate Paraná wurden bereits vor einigen Jahrzehnten die

Fußtapfen eines solchen Riesenpärchens entdeckt. Ein ganzes Feld war von den unbekannten Wesen zerwühlt worden, und die Spuren wiesen auf Tiere von 2 bis 3 Meter Dicke hin. Andere Zeugen sahen später in derselben Provinz ein Ungetüm von Häusergröße (!), das gewaltige Araukarien umriß und eine Länge von 25 Meter haben sollte. Die Brasilianer nennen das rätselhafte Geschöpf Minhocao, das wie der Teufel zwei große Hörner besitzt. Zweifler behaupten jedoch, daß es sich bei diesem seltsamen Wesen nur um ein größeres Gürteltier handeln könne, das dank seiner unterirdischen Lebensweise bisher allen Angriffen entgangen sei. Die meisten Sachverständigen halten es zudem für ganz ausgeschlossen, daß in dem reichbevölkerten Südbrasilien trotz seiner Urwälder noch unbekannte Riesentiere vorhanden sind. Hingegen dürfte es wohl möglich sein, daß wir im völlig unerforschten großen Waldgebiet des Orinoko noch zoologische Überraschungen erleben.

Im Anschluß an diese südamerikanischen Jagderlebnisse sei die Tatsache erwähnt, daß auch Friedrich Gerstäcker, der bekannte Reiseschriftsteller, als letzte und gefahrvollste Reise seines Lebens einen abenteuerlichen Zug am Murrayfluß in Australien unternahm, um ein Vorwelttier, das Bunyip (Devil-Devil), aufzuspüren. Es lebte angeblich im Viktoriasee, einem der großen Sümpfe, an dessen Rand die Eingeborenen nur mit großer Vorsicht jagten und fischten, hielt sich tagsüber im Sumpf verborgen und ging nachts an Land auf Raub aus. Gerstäcker untersuchte mehrere Tage lang eingehend die ganze Umgebung nach dem geheimnisvollen Tier, bekam es aber nicht zu Gesicht und fand auch nirgends Spuren von dem Fabelwesen.

Eine englische Expedition endlich will, so hieß es kurz vor dem Kriege, den Gerüchten auf den Grund gehen, die hartnäckig behaupten, daß sich in den großen, für Menschen völlig undurchdringlichen Sümpfen des Sambesi ein „Wasserelefant" von ungeheurer Größe aufhalte, der seinem ganzen Aussehen nach Formen vergangener Zeiten angehöre, also ein noch lebender, uns unbekannter Vertreter der Urzeit sei. Auch der „Vater der Tiere", der unlängst verstorbene Karl Hagenbeck in Hamburg, ist von seinen Tierjägern wiederholt darauf hingewiesen worden, daß in den innerafrikanischen Sümpfen große, unbekannte Wesen hausen, daß es aber ganz unmöglich sei, in jene Sümpfe einzudringen, auch nicht mit dem Motorboot. — Einmal haben übrigens die Erzählungen der Eingeborenen von einer mächtigen und wunderbar gezeichneten Antilope doch recht behalten. Einer Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg gelang es, jenes Fabeltier, das Okapi, zu erlegen, dessen Haut jetzt im Senckenbergischen Museum zu Frankfurt a. M. prangt.



Die Brillantnadel

Erzählung aus Kentucky. Von Alfred Manns

Elisabeth Rutherfield saß auf der hölzernen Veranda, eine Handarbeit im Schoß. Ihr reizendes, von einer braunen Lockenfülle umrahmtes Gesicht zeigte jenen Ausdruck schwermütiger Ergebung, der entsteht, wenn sich bei einem Menschen alle Kraft zum Widerstand erschöpft hat.

Wohl schoß ihr das Blut zum Herzen, als sie Jeff Tomsons Schritte auf der Treppe vernahm, aber sie zwang sich zur Ruhe und blieb sitzen. Sie konnte nicht, wollte nicht das alles noch einmal durchleben, wollte nicht wieder hoffen, um doch nur von neuem zu verzweifeln.

Jeff Tomsons Augen glänzten.

„Elisabeth, vier Monate, vier lange Monate habe ich mich brav gehalten!"

Das Mädchen sah auf. „Es hat keinen Zweck, Jeff."

„Ich kann's nicht glauben. Soll man wegen solcher Dummheiten das ganze Leben, das Leben von zwei Menschen —"

Sie blickte ihn ernst an. „‚Dummheiten', Jeff?"

„Na, ja, nenne es bodenlosen Leichtsinn, und du sollst recht haben, aber —" Er faßte ihre beiden Hände. „Vermagst du mir nicht mehr zu vertrauen?"

Sie schüttelte mutlos den Kopf. „Ich weiß nicht, ich kann nicht mehr nachdenken, kaum noch irgend etwas empfinden. Wozu auch, es ist so nutzlos."

Jeff ließ die Hände des Mädchens los und legte die geballte Faust hart auf die Brüstung der Veranda. Er wollte heftig werden, doch er bezwang sich. „Elisabeth, mein neuer Beruf, die Farmerei, macht mir ehrliche Freude, ich bin jetzt in meinem Element und —"

„Wollte Gott, du wärest es eher gewesen, Lieber!

Jetzt ist es zu spät, du stimmst den Vater nicht mehr um."

„Und du, Elisabeth?"

„Ich? Vor vier Monaten, damals — nun, du weißt ja, da hat mich die Kraft verlassen. Ich war am Ende. Vaters Gesundheit hat sehr gelitten in dieser Zeit. Jetzt ruft mich die Pflicht an seine Seite."

Jeff stampfte zornig auf; aber als er in das starre, vergrämte Mädchenantlitz sah, kam ihm mit einem Male voll zum Bewußtsein, was sein Leichtsinn hier zerstört hatte. Zaghaft, fast ehrfürchtig, trat er ganz nahe vor sie hin. „Hast du mich denn nicht mehr lieb?" Voll ängstlicher Spannung hingen seine Blicke an ihren Augen.

„Jeff, mein armer Jeff!"

Das klang so warm und weich wie früher, zugleich aber hoffnungslos verzagt.

„Nun wohl, Lieb," sagte er schnell, und seine Brust dehnte sich, „kannst du nicht glauben und nicht hoffen, so kannst du doch warten. Dieses freie, starke Gefühl habe ich noch nie gehabt. Diesmal dauert meine Besserung an."

Abermals schüttelte Elisabeth den Kopf. „Zu spät, Jeff! Ich kann nicht warten. Niemand sollte es wissen, damit du es nicht zufällig erführest; aber ich bring's nicht über das Herz: ich gab Vater das Versprechen, heute in vier Tagen mich mit Mister Morris zu verheiraten."

Der junge Mann wurde totenbleich. „Das ist Wahnsinn, ist Erpressung! Elisabeth, Lieb, graut dir nicht vor deinem Lose?" stammelte er.

Das Mädchen blickte zu Boden. „Mister Morris ist ein Ehrenmann," sagte sie leise.

„Vielleicht. Jedenfalls ist er reich; da liegt der Grund."

„Jeff, du sprichst vom Vater! Er wollte mich gesichert wissen."

„Möglich, ich bin ungerecht, und es kommt mir wohl auch nicht zu, andere zu verurteilen. Aber nein, das kann, das darf nicht sein!" Damit wandte er sich dem Eingang zu. „Ist Vater in seinem Zimmer?"

„Geh nicht, Jeff, sei vernünftig, es — —"

„Natürlich gehe ich; gleich auf der Stelle!" Schon hatte er die Schwelle überschritten.

Kalt betrachtete Rutherfield den ihn überraschenden jungen Mann, und obwohl ihm jeder Nerv zitterte, versuchte er, sich zur Ruhe zu zwingen. „Mister Tomson," sagte er mit Nachdruck, „ich habe Ihnen vor vier Monaten mein Haus verboten. Es ist mir nicht erinnerlich, daß ich dieses Verbot seither zurückgezogen hätte. Ich denke, wir sind fertig miteinander."

Jeff las in dem Gesicht des alten Herrn von Kummer und schlimmen Nächten. Er fühlte sich einen Augenblick unsicher, aber der brennende Gedanke an Elisabeths Schicksal wirkte, daß er fest, wenn auch zurückhaltend sagen konnte: „Auch wenn Sie ein Gewohnheitsrecht haben, sollten Sie den Seelenzustand Elisabeths nicht ausnützen und sie nicht zur Abgabe eines solchen Versprechens zwingen, das —"

Rutherfield ließ ihn nicht ausreden, er richtete sich straff auf, und seine Stimme klang messerscharf: „Ich wundere mich über Ihren Mut! Da Sie aber diese Unterredung mit Gewalt herbeigeführt haben, so ist es Ihnen vielleicht heilsam, wenn ich Ihnen die Tatsachen noch einmal ins Gedächtnis zurückrufe. Sie gewannen sich die Liebe eines seltenen Mädchens; Sie aber gingen trotzdem hin und vergeudeten das väterliche Vermögen, versprachen Umkehr, erhielten wieder Zutritt

in meinem Haus und konnten es damit vereinbaren, Schulden zu machen, um das verschwenderische Leben von neuem zu beginnen. Freunde verschafften Ihnen eine sehr gute Stellung; Sie hielten sich nicht. Wie können Sie im Ernst noch denken, daß ich Ihnen mein Kind vertraue?"

Nach einer Minute bangen Schweigens gab Jeff zur Antwort: „Es ist wahr, es stand schlimm mit mir; ich schien unverbesserlich. Aber bei allem, was mir heilig ist, ich bin es nicht mehr. Nur keinen Kontorbock kann ich drücken, die Luft der Stadt nicht atmen, ohne in alte Gewohnheiten zurückzufallen. Jetzt, auf der Farm, bin ich am rechten Platz. Glauben Sie mir!"

Mit einem harten Zug um die Mundwinkel erwiderte der alte Herr: „Zum dritten Male, wollten Sie sagen, nicht wahr? Sie verlangen etwas viel. Dächte ich auch gar nicht an mich, an eigene Enttäuschung, so böte ich doch meinen Einfluß auf, damit das Mädchen sich nicht noch einmal an unerfüllbare Hoffnungen klammert. Nein, mit meinem Wissen und Willen geschieht das nicht, und wenn Sie noch einen Rest von Gewissen haben, so stören Sie nicht weiter den Frieden einer Familie, an der Sie sich schwer genug versündigt haben."

Jeff fuhr sich mit der Hand an den Kopf. Reue, Scham und Angst machten seine Worte bewegt und eindringlich: „Haben Sie Nachsicht, vergessen Sie noch einmal! Ich will ja gutmachen und kann gutmachen. Warten Sie wenigstens, erkundigen Sie sich! Ich bin auf dem besten Wege —"

„Zum dritten Male ein Wortbrecher zu werden," fuhr ihm Rutherfield in die Rede. „Was wissen Sie von der Seelennot unserer letzten beiden Jahre? Ersparen Sie mir Ihren Anblick!"

Jeff Tomson zuckte zusammen wie von einem Peitschenschlage getroffen, jede Sehne spannte sich an ihm. Schreiendes Unrecht schien ihm solche Abweisung. Was hatte er nicht alles noch sagen wollen von seinem im Grund veränderten Leben, von der Freude an seinem Beruf, von Liebe und Treue für Elisabeth.

Draußen auf dem Flur sah er sich vergebens nach der Geliebten um. Ein Mann kam ihm entgegen, der eine in der Sonne blitzende, große Krawattennadel in Form einer Lyra aus Brillanten trug und auf das Haus zueilte. Es war ein Mensch mit flachsblonden Haaren, mit einem ins Rötliche spielenden Spitzbart und wasserblauen Augen.

Der Herr schritt artig grüßend an Jeff vorbei. Das mußte er sein, von dem Elisabeth als von ihrem zukünftigen Gatten gesprochen hatte. In vier Tagen schon sollte dieser Geck ... Jeff ballte unwillkürlich die Fäuste bei dem fürchterlichen Gedanken. Im gleichen Augenblick wandte er sich um, aber Mister Morris — kein Zweifel, daß er es gewesen — war im Hause verschwunden. Er hatte ihn nur ein paar Sekunden angesehen, und schon hatten sich ihm die blasierten Züge jenes Eindringlings, seines Rivalen, unauslöschlich eingeprägt. So wie das nur Liebe oder Haß zu tun vermögen.

Grübelnd, in Sinnen verloren, schritt er weiter. Es war seltsam, wie diese eben aufgetauchte, ihm bisher fremde Erscheinung seinen Gedanken zu schaffen machte. Wirklich — bisher fremd? — „Dieses Gesicht, diese Nadel," murmelte er, „wo habe ich sie schon — —"

Die Häuser eines fernen kleinen Kentuckystädtchens zogen plötzlich an ihm vorbei, darunter auch das Gasthaus, wo er abzusteigen pflegte.

Der Schimpf, den der alte Herr ihm angetan, war mit einem Male vergessen. Er sah immer nur Elisabeths stutzerhaften Bräutigam vor sich, und ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen. Und einen solchen Menschen wollte Elisabeth heiraten! Aber nein, — das war ja gar nicht möglich. Zu einem solchen Satyrspiel gibt sich das Schicksal denn doch nicht her. Nun lachte er wirklich. Es war ein bitteres, jäh abbrechendes Lachen ...

Auf seinem Zimmer warf er sich in einen Schaukelstuhl, und auf einmal überkam ihn die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Lage.

„Herrgott, glaubt mir denn keiner?" schrie es in ihm. „Sollte ich der einzige Mensch sein, dessen gute Eigenschaften, befreit von allen schlimmen Einfällen, nicht endlich auch zum Lichte streben? Und jetzt, nachdem sich die innere Wandlung im täglichen Umgang mit der Natur draußen auf der Farm bei mir vollzogen hat, gerade jetzt sollte es zu spät sein?"

Er wollte nachdenken, aber er vermochte es nicht; da war etwas in ihm, das seine Überlegungskraft lähmte. Die Aufregungen der letzten Stunden hatten ihn verwirrt. Nur etwas hatte sich in seinem Gehirn festgebohrt: er sah immer wieder aus dem Dunkel seiner Erinnerungen eine Brillantnadel aufblitzen. Alles andere schien ihm nebensächlich geworden zu sein.

Plötzlich sprang er vom Stuhl auf: „Halt, diese Nadel kennen wir ja! War's nicht in jener Gerichtsverhandlung in Blackville, der ich beiwohnte, wo ich erstmals ihre Bekanntschaft gemacht habe? Dieses Kleinod, mag es nun echt oder falsch sein, bedeutet für mich wirklich eine Kostbarkeit. — Warte, Bursche!"

Mit diesen fast freudig hervorgestoßenen Worten machte sich Jeff aufs neue zum Ausgehen bereit.

Ohne Mühe erfragte er sich die kleine Villa des Mister Morris. „New-Kentucky-Bank, Benjamin Morris", stand auf dem Geschäftsschild.

Hinter der Veranda des einstöckigen Hauses, nach vorn zu, waren ein Kontorraum, in dem zwei Schreiber saßen, und der Privatraum des Bankiers. An der linken Seite des Hauses, an die unbebautes Land angrenzte, lag das Schlafzimmer. Jeff erkannte es an dem Moskitonetze, das hinter den Drahtgazefenstern aufgespannt war.

Bisher hatte Jeff nach wohlüberlegtem Plan gehandelt. Jetzt aber verließ ihn die Fassung. „Was ich da vorhabe," sagte er sich, „ist ja ungeheuerlich!" Und wenn es fehlschlägt, wenn ich ertappt werde — — Aber es gilt Elisabeths Glück wie das meine. Ich habe zwar noch keine Beweise, ohne die mir doch niemand glaubt, und in vier Tagen ist es zu spät!"

Absichtlich langsam schlenderte Jeff einer neben dem Hause befindlichen Schenke zu. Er trat ein. Zu der frühen Nachmittagstunde befand sich außer dem Wirt niemand im Gastzimmer. Jeff bestellte sich eine Erfrischung und knüpfte mit dem Manne ein Gespräch an.

„War lange nicht hier im Städtchen. Scheint ja starken Aufschwung zu nehmen. Hat sich da, wie ich sehe, schon der dritte Bankier niedergelassen. Solide Sache, was?"

Der Wirt betrachtete den Frager eine Weile. Dann meinte er achselzuckend: „Kann schon sein", was soviel heißen konnte als: Gewisses weiß man nicht.

Jeff rührte mit einem Löffel seine Eislimonade um.

„Nun," fragte er so nebenbei, „was für Geschäfte

macht er denn hauptsächlich? Bin nämlich Verwalter auf einer großen Farm hier in der Nähe. Unsereins hat, wie Sie wissen, oft viel Geld flüssig, zuweilen auch welches nötig. Da möcht' man natürlich wissen, mit wem man arbeiten kann."

Der Schenkwirt warf abermals einen forschenden Blick auf Jeff, dann faßte er ihn an der Schulter. „Blicken Sie einmal dort durchs Fenster. Sehen Sie den Farmer, der gerade das Haus verläßt?"

„Anscheinend ein armer Teufel; sieht wenigstens bekümmert aus."

„Hätten ihn sehen sollen, als er vor drei Monaten dort herauskam, strahlte er übers ganze Gesicht. Kommt ziemlich oft vor, 's ist immer dieselbe Geschichte."

„Dann wäre also jener Mister Morris —?"

„Weiß nicht," unterbrach ihn der Schenkwirt ängstlich, der befürchtete, zu viel gesagt zu haben. „Da müssen Sie schon Ihren Advokaten fragen. Werden ja wohl einen hier haben."

Jeff nickte. „Scheint mir in der Tat ratsam, bevor ich mich mit dem da drüben einlasse."

Nachdem Jeff ausgetrunken hatte, bezahlte er und ging. Er wußte vorläufig genug.

Im Fenster seines Privatkontors sah er die hohe Gestalt des „Bankiers" stehen. Mister Morris mußte sich nicht lange bei Rutherfield aufgehalten haben; er ordnete Papiere auf einem Schreibtisch, schien sehr beschäftigt. Deutlich sah Jeff auf seinem Späherposten die wasserblauen Augen, das flachsblonde Haar — und die funkelnde Brillantnadel. Ein unbezähmbares Verlangen, sie seinem Nebenbuhler zu entreißen, erfüllte ihn. Doch war er klug genug, von seinem törichten Vorhaben abzustehen. Nur kaltes Blut.

Was wollte er denn? Doch nicht die Nadel in seinen Besitz bringen. Sie nur ein paar Minuten sich des genaueren besehen.

Im Laufe des nächsten Tages ging Jeff noch mehrere Male an dem Landhaus des Bankiers vorbei. Es war ihm ein leichtes, sich die Lage der einzelnen Räume einzuprägen. Er zog auch weiterhin vorsichtig Erkundigungen über Morris ein. Sie lauteten in der Stadt alle ausnehmend günstig. Am Nachmittag jedoch, als er, um seine Nerven zu beruhigen, einen Wagen nahm und ein wenig aufs Land hinaus fuhr, erzählte man ihm draußen in einem Gasthof ganz andere Dinge. „Mit beispielloser Durchtriebenheit," so sagte einer der Gäste, „weiß dieser geriebene Gauner unsere Farmer zu beschwatzen und um ihr bißchen Geld zu prellen, daß es ein Jammer und eine Schande ist."

Es dämmerte, als Jeff von seinem Ausfluge zurückkehrte. Mühsam quälte er einige Bissen hinunter und begab sich auf sein Zimmer, nachdem er sich vergewissert hatte, daß des Nachts die Haustür nicht verschlossen wurde.

Als er allein war, steigerte sich seine Unruhe bis zur fieberhaften Erregung. Das Ungeheuerliche seines Vorhabens war ihm völlig klar, aber er schwankte nicht einen Augenblick. Es war ja nichts Geringfügiges, was er vorhatte: sich an fremdem Eigentum vergreifen, um dadurch einen Schurken zu entlarven.

Endlich schlug's vom Turm die erste Stunde nach Mitternacht. Vorsichtig öffnete Jeff die Tür und lauschte hinaus. Nichts regte sich. Es gelang ihm, das Haus zu verlassen, ohne Geräusch zu verursachen.

Draußen ging ein Schutzmann, der den jungen Mann verwundert ansah. Da bekam Jeff seine gewohnte

Kaltblütigkeit wieder. Besorgt trat er auf den Mann zu: „Eure Stadtbeleuchtung läßt zu wünschen übrig, lieber Freund. Der Weg zum Bahnhof führt wohl dort hinten in das schwarze Loch hinein?"

„Stimmt, Sir," sagte der Hüter des Gesetzes gutmütig. „Dann durch die Lifestreet und dann gerade aus, da sehen Sie das Stationsgebäude."

Jeff grüßte dankend und verschwand in der angegebenen Richtung. Nachdem er sich an der zweiten Ecke minutenlang überzeugt hatte, daß der Schutzmann ihm nicht folgte, bog er statt links in die Lifestreet, rechts in die Poplarstreet ein. Bald hatte er die Villa des Bankiers erreicht. Kurz entschlossen schwang er sich über den Gartenzaun und versteckte sich hinter einem Baum.

Den Lauernden kam eine Schwäche an. Er wäre am liebsten umgekehrt. „Aber die Nadel muß ich haben, ich muß," flüsterte er, und dieses Wort gab ihm neue Kraft. Etwa eine halbe Stunde ließ er vergehen, dann wollte er sich behutsam dem Hause nähern, als im Schlafzimmer das elektrische Licht aufblitzte. Doch schon wenige Minuten später war alles wieder dunkel.

Von neuem mußte Jeff warten. Eine weitere halbe Stunde verging. Länger hielt er es nicht aus. Nichts rührte sich. Bei der völligen Dunkelheit brauchte er keine übergroße Vorsicht anzuwenden, zumal die weiche Gartenerde das Geräusch seiner Tritte erstickte.

Nun befand er sich vor dem Fenster. Morris mußte nicht furchtsam sein, denn die beiden Flügel standen offen. Die geschlossenen Läden aus Drahtgaze waren nur durch einen losen Riegel zusammengehalten.

Wie Jeff seinen nächtlichen Besuch bei Morris geplant hatte, so führte er ihn aus. Mühelos schob er den Riegel

zurück. Im Zimmer blieb alles ruhig. Die Gazefenster taten sich auf, ein Schwung — und der junge Mann stand im Innern des dunkeln Raumes. Er bemühte sich jetzt mehr, kein Geräusch zu machen; festen Schrittes ging er zum elektrischen Schalter an der Tür, knipste und fand das Zimmer leer.

Verwundert sah er sich um, riß alle Schubladen auf und begann den Inhalt zu durchwühlen.

Noch war er damit beschäftigt, als der Bankier ins Zimmer trat und gleichzeitig im Rahmen des Fensters die Gestalt des Schutzmannes auftauchte, dem Jeff vor einer Stunde begegnet war.

Der junge Mann wurde weiß wie Kalk. „Schurke," schrie er und wollte auf den Bankier zustürzen, der, Jeff wiedererkennend, vor Überraschung einen Schritt zurückwich. Doch schon hatte der durchs Fenster springende Polizist den Einbrecher von hinten gefaßt. Jeff ergab sich in sein Schicksal.

„Feine Idee von mir, Sir," wandte sich der irländische Polizist an den Bankier, „daß ich Sie weckte und daß wir den Burschen hier ruhig einbrechen ließen, nicht?"

Morris nickte. Sein bleiches Gesicht hatte einen höhnischen Zug. „Ah, Mister Tomson — wenn ich nicht irre — bin Ihnen sehr verbunden für Ihren Besuch. Darf ich um Ihre Adresse bitten?"

Der Polizist lachte. „Stadtgefängnis, Sir. Die Nummer erfahren Sie beim Schließer. Und nun komm, Bursche, in dein neues Quartier!"

Bei den Worten des Bankiers war Jeff aus seiner Erstarrung erwacht. Die Brillantnadel! Eine Hoffnung glomm in ihm auf. Auf keinen Fall durfte Morris ahnen, daß er ihn kannte und was ihn herführte.

Er tat sich Gewalt an. „Ich scher' mich den Teufel drum, wohin ich jetzt komme. Wollte als ehrlicher Kerl meine Spielschulden bezahlen und dachte, der Gentleman da könnte die kleine Summe wohl missen."

„Du bist wenigstens ein aufrichtiger Schurke," sagte der Polizist anerkennend.

Jeff wurde ins Gefängnis gebracht. Mit wenig Schlaf und vielem Grübeln über das, was bis übermorgen zur Verhinderung der Hochzeit geschehen könne, verging die Nacht. Gegen sieben Uhr erhob sich Jeff und trommelte anhaltend gegen die Tür.

Nach längerer Zeit erschien der Schließer. „Solchen Lärm machst du hier nicht wieder, Bursche, wir wollen dir noch Lebensart beibringen," sagte er.

„Ich muß einen Rechtsanwalt haben, aber sofort."

„Mir scheint, du willst den Verrückten spielen, Freundchen?" antwortete der Schließer höhnisch. „Und ich sag' dir: Ruhe hältst du jetzt, hörst du?"

In Jeff stieg die Angst auf. Er kannte den schleppenden Gang der Gerichte, und übermorgen war Hochzeit. Nur ein Anwalt konnte helfen. „Bester Mann," sagte er zu dem Schließer, der schon wieder in der Türe stand, „blickt mich doch nur an. Sehe ich aus wie ein Einbrecher? Es handelt sich um eine Wette. Natürlich braucht Ihr mir das nicht zu glauben, aber ich will ja auch nichts weiter von Euch, als daß Ihr mir einen Rechtsanwalt holt. Das geht nicht über Eure Befugnisse, und Euer Schaden wird's nicht sein, wenn Ihr es tut."

Der Schließer betrachtete Jeff genau, besann sich eine Weile und meinte dann mürrisch, aber sichtlich beeinflußt durch den Nachsatz: „Allerdings glaub' ich dir nicht, aber ich will Mister Dawson telephon'eren,

gegen die Gefängnisordnung ist es nicht." Nochmals sah er den Gefangenen prüfend an, und freundlicher klang seine Stimme: „Oder wollt Ihr einen anderen?"

„Nein, ganz gleich welchen. Aber macht es eilig. Je eher der Anwalt zur Stelle ist, desto nützlicher ist es auch für Euch."

„Will's besorgen." Damit verschwand der Schließer.

Er hielt Wort, und schon eine Stunde später stand der Rechtsanwalt in der Zelle. Jeff erzählte ungeschminkt, was er die letzte Nacht beabsichtigt und wie man ihn ertappt hatte.

„Wollen Sie denn die Sache leugnen, oder haben Sie sich eine Ausrede zurecht gemacht," fragte der Anwalt erstaunt.

„Nein, ich denke nicht daran."

„Ja, aber warum in aller Welt, Mann, hetzen Sie mich denn hierher, als ob es gelte, einen zum Tode Verurteilten noch in der letzten Stunde zu retten?"

„Das will ich Ihnen sagen, Sir. Ich wollte Sie bitten, einen Weg für mich zu machen, aus dem sich alle weiteren Schritte ergeben, wenn er erfolgreich ist. Hören Sie —"

Nach halbstündiger Unterredung erklärte Dawson: „Das ist eine der seltsamsten Geschichten, die mir je vorgekommen sind. Mein Wort darauf. Aber Sie dürfen's mir nicht übelnehmen, ich habe noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache. Trotzdem will ich alles besorgen, und wenn es tatsächlich so ist, wie Sie sagten, bin ich heute abend bei Ihnen."

„Ich danke Ihnen. Aber noch eins. Sind Sie mit dem Friedensrichter bekannt?"

„Sehr gut. Er ist mein Freund. Indessen in solchen Dingen kann ich ihn nicht beeinflussen, will's auch nicht."

„Nein, so ist's nicht gemeint, Sir. Doch denke ich, wenn Sie ihn bitten, jedenfalls morgen ein Verhör anzuordnen, so wird er es Ihnen wohl nicht abschlagen. Es bedeutet viel für mich."

„Wenn Ihnen so sehr daran liegt, glaube ich Ihnen das Verhör wohl versprechen zu können."

„Sie würden mich ganz außerordentlich verpflichten."

Der Advokat ging, und Jeff blieb wieder allein.

Der Tag wollte kein Ende nehmen. Träge, entnervend träge schlichen die Stunden dahin. Immer unruhiger erwartete Jeff den Abend. Noch kein Monat war ihm so lang erschienen wie dieser Tag. Um acht Uhr vernahm der Gefangene endlich Schlüsselgeräusch; das Herz klopfte ihm zum Zerspringen. Doch nur der Schließer erschien mit dem Abendbrot.

Da mußte Jeff fragen. „Ist Mister Dawson noch nicht wieder dagewesen?"

Der Schließer schüttelte den Kopf. „Wirst ihn wohl heute morgen zu toll angelogen haben, daß er von dir genug hat," erwiderte er und schloß hinter sich ab.

Die zweite Nacht brach an, eine fürchterliche Nacht für Jeff. So war es denn unabänderlich. Elisabeth, die liebe, sanfte Elisabeth würde ihn heiraten, diesen Menschen mit dem bleichen, mitleidlosen Gesicht, den Verbrecher.

Stumpf und teilnahmlos saß er am Morgen auf seiner Matratze. Er dachte nicht mehr an Dawson, es fiel ihm auch nicht auf, daß er nicht zum Verhör geholt wurde.

Der Schließer nahm das unberührte Frühstück fort und setzte das Mittagessen hin mit den Worten: „Auf solche vermaledeite Wetten solltest du dich nicht einlassen; du bist nicht schlau genug dafür, du verlierst sie doch."

Jeff hörte es nicht. Der Sinn für Zeit kam ihm abhanden, und als der Alte wieder erschien, dachte er nichts anderes, als daß es Abend sei. Gleichgültig kehrte er sich ab.

„Komm mit, du sollst zum Friedensrichter."

Mechanisch erhob sich Jeff. Was jetzt noch folgen konnte und was mit ihm geschah, was ging es ihn noch an, Dawson war ja nicht gekommen.

Der Friedensrichter saß vor seinem Arbeitstisch und schrieb. Neben der Tür stand Pat, der Irländer. Der Rechtsanwalt war nicht da.

Der Richter sah auf. Freundliche Augen aus einem ungewöhnlich bärtigen Gesicht blickten den jungen Mann forschend an. „Jeff — Tomson?"

„Ja."

Blunk, der Richter, schüttelte den Kopf. „Die Sache ist mir etwas unverständlich, oder der Name paßt nicht. Sind die Zeugen da, Pat?"

„Mister Morris fehlt, dagegen warten Mister und Miß Rutherfield im Vorzimmer."

Da kam Leben in Jeff. „Seien Sie barmherzig, Sir," flehte er, „lassen Sie die Rutherfields nicht ein. Ich leugne ja nichts, es ist alles wahr, was der Polizist aussagte."

„Lassen Sie die Herrschaften herein."

Der junge Mann hätte in den Erdboden versinken mögen. Seine Knie zitterten, er wagte nicht aufzublicken. Es war nicht Schuldbewußtsein, das ihn niederdrückte, er fürchtete sich vor dem kummervollen Gesicht des Mädchens, das ihm nicht glauben würde, nicht glauben konnte.

Nein, es hatte keinen Zweck, sich zu verteidigen. Er wollte hinnehmen, was kommen mußte und was

abzuwenden er nicht die Macht besaß. Mit finsterem Trotz richtete er sich auf und blickte unverwandt in das harte Gesicht Rutherfields. Er wollte den hilflosen Schmerz in Elisabeths lieblichen Zügen nicht sehen.

Blunk hatte sich erhoben und verbeugte sich. „Ich ließ Sie hierher bitten, um mir zu bestätigen, daß der Gefangene hier Jeff Tomson aus Richmond ist. Er soll bei Ihnen verkehrt haben."

„Zweifeln Sie nicht daran, Sir," sagte Rutherfield. „Es ist mir durchaus nicht verwunderlich, ihn hier zu finden. Leugnet er etwa?"

„Nein, das nicht, aber ich habe den Draht gestern tüchtig spielen lassen, und da habe ich aus San Franzisko und Richmond, wo der Gefangene gelebt hat, allerhand tolles und leichtsinniges Zeug von ihm gehört, aber nichts Schlechtes. Wohl hat er verschwenderisch gelebt, aber nie einen Cent mehr ausgegeben, als sein eigen war. Und nun gar aus Hickoryfarm, wo er es in der unglaublich kurzen Zeit von vier Monaten zu einer leitenden Stellung brachte, weiß man nicht genug des Lobes zu berichten. Schulden hat er auch da nicht. Ich bezweifelte, es mit dem wirklichen Jeff Tomson zu tun zu haben. Sagen Sie," wandte sich der Richter an Jeff, „warum logen Sie denn vorletzte Nacht dem Bankier und dem Polizisten vor, Sie hätten Schulden und wollten sie mit dem gestohlenen Geld bezahlen?"

Der Gefangene schwieg.

„Ich will Ihnen was sagen, Tomson, wir sind hier keine Leute, die viel auf Stehlsucht geben, und wie dergleichen gelehrter Unsinn sonst noch heißt. Wenn einer nicht völlig verrückt ist, muß er die Suppe ausessen, die er sich einbrockte, auch wenn bei ihm mal

infolge einer starken seelischen Erregung die Vernunft und meinetwegen auch die Moral auf Nebenwege gerieten. Aussessen muß er's, da hilft ihm kein Gott, aber ... na, ein klein wenig kann man's vielleicht doch berücksichtigen."

Jeff schwieg und wandte sich Elisabeth zu.

„Laß uns gehen, Vater, sonst —"

Rutherfield sah die Tochter fest an. „Sonst?" Halb drohend klang es.

„Sonst sag' ich's euch allen," schrie Elisabeth auf, „daß ein Mädchen, das seinen Bräutigam liebt, sich nie und nimmer von ihm lossagen darf, solange er seine Liebe rein bewahrt. Mag er ein Leichtsinniger sein, ein Prasser, ein Dieb, sie hat kein Recht, sich von ihm loszusagen. Helfen soll sie ihm. Und das, woran die Seele hängt, das Beste, was in einem ist, soll man verleugnen?"

In des alten Rutherfield Mienen malten sich Schmerz und Zorn. Er faßte das Handgelenk des Mädchens. „Du weißt nicht, was du sprichst, und vergissest, wo du bist."

Sie machte sich sanft frei. „Verzeih, Vater, daß ich dir den Kummer bereiten muß, es tut mir weh genug, aber ich darf Jeff in seiner Not nicht allein lassen."

Die Augen des Gefangenen leuchteten, wie ein Ertrinkender faßte er voll heißer Inbrunst Elisabeths Hand.

In diesem Augenblick stürzte Rechtsanwalt Dawson ins Sitzungszimmer und wandte sich unmittelbar an Jeff, ohne dem Friedensrichter Zeit zu einer Frage zu lassen. „Sie werden mich schmerzlich erwartet haben; ich war dauernd unterwegs. Erst vor Minuten konnte ich die gewünschte Auskunft erhalten; ich hab' sie kaum selbst gelesen. Ihr Freund, der Scheriff, bestätigt Ihre

Vermutung und — aber, hier, Mister Blunk, das ist etwas für Sie."

Der Friedensrichter griff erwartungsvoll nach dem Schriftstück und begann zu lesen, als Pat, der beim Erscheinen der Rutherfields den Raum verlassen hatte, wieder in der Tür erschien.

„Mister Morris ist draußen," meldete er.

„Hereinführen," sagte der Richter, nickte dem eintretenden Bankier zu und las dann weiter.

Eine große Spannung lag auf den Mienen aller, nur Jeff sah aus, wie einer, über den ein undenkbar großes Glück gekommen ist. Er hatte Elisabeths Hand losgelassen und blickte unverwandt auf die Brillantnadel des Mister Morris.

In dem Gesicht des Friedensrichters spiegelte sich Staunen, Schreck und etwas, das ein klein wenig wie Freude aussah.

„Also, Mister Morris," wandte er sich an den Bankier, „Sie wollen wohl Ihr Zeugnis ablegen in der Einbruchsangelegenheit?"

„Ich denke, dazu bin ich herbestellt, Sir."

„Ja, das wohl, aber ich brauche das Zeugnis nun doch nicht mehr."

Morris fragte ärgerlich: „Wollen Sie mir erklären?"

„Soll geschehen, Sir," entgegnete Blunk dem Bankier. „Ich glaube aber nicht, daß meine Erklärung Ihnen viel Freude bereiten wird. Also hören Sie." Dabei nahm er das Schriftstück, das ihm Dawson gegeben hatte, und las daraus laut vor: „„Lieber Bob! Erinnerst Du Dich des rätselhaften Diamantendiebstahls vor zwei Jahren? Du glaubtest den Täter gefaßt zu haben und mußt seine Photographie noch besitzen. Der Mann war Dir aber zu schlau. Es wurde nichts ge-

funden, auch nicht das auffällige Stück, eine Brillantnadel, in der Form einer Lyra. Der Kerl schwor, einen derartigen Schmuck nie gesehen zu haben, und schließlich mußte er entlassen werden' — Was ist Ihnen, Mister Morris?" unterbrach sich der Richter. „Nein, Sie dürfen nicht gehen. Sie müssen vielmehr das Weitere anhören, es ist von höchstem Belang. Ich fahre jetzt in dem Brief fort: ‚Dieser Mann befindet sich hier, das heißt, ich verwette meine rechte Hand, daß er es ist, und er trägt die Lyra. Es bestätigt sich, was Du häufig sagtest: auch die geriebensten Verbrecher begehen einmal im Leben eine ganz unglaubliche Dummheit, die sie ans Messer liefert.'"

Wieder hielt Blunk inne. „Haben Sie Halsschmerzen, Mister Morris, weil Sie die Hand an den Hals legen?"

Der Bankier war weiß wie Kalk. Er antwortete nicht. Der Friedensrichter las weiter: „‚Der Mann hat sich allerdings einen Bart wachsen lassen und hat hier eine geachtete Stellung. Es ist ganz unmöglich, ihn auf bloßen Verdacht hin verhaften zu lassen, und außerdem, ich kann mich ja auch irren. Nun ist eben dieser Mensch im Begriff, ein junges Mädchen zu heiraten, deren Glück mir am Herzen liegt wie nichts in dieser Welt, und zwar soll die Hochzeit schon in vier Tagen stattfinden.

„Eine Warnung hat keinen Zweck. Das Mädchen und ihr Vater haben Ursache, mir nicht zu glauben. Der Vater würde sogar etwas noch Schlimmeres von mir denken als ohnehin.

„Nun tut es ja freilich Deine Antwort nicht allein, auch wenn sie bestätigt, daß mein Mann hier der Angeklagte von damals ist. Die Nadel brauche ich als

Beweis, sonst ist alles andere vergeblich. Denn, hat er sie gedankenlos nur das eine Mal vorgesteckt, dann ist es doch möglich oder gar wahrscheinlich, daß er seine Unvorsichtigkeit inzwischen einsah. Ferner, ein Schritt der Polizei, wenn er überhaupt auf den Verdacht eines Unbekannten erfolgte, würde jedenfalls sehr schonend unternommen werden, auf alle Fälle dem geriebenen Burschen Zeit lassen, den einzigen Gegenstand, der ihn verdächtigt, fortzuschaffen.

„Du siehst also, diese Heirat, die zwei Menschen todunglücklich macht, kann ich nur dann verhindern, wenn es mir gelingt, in den Besitz der Nadel zu gelangen. Ich werde daher morgen nacht in das Schlafzimmer des Mannes eindringen und ihn zwingen, mir die Nadel zu zeigen, und sie ihm abnehmen, wenn es die ist, deren Zeichnung Du mich seinerzeit sehen ließest und deren ganz besonders eigentümliche Form mir noch deutlich vor Augen steht. Beeile Dich mit der Antwort, Freund! Du siehst, was für mich davon abhängt.

Dein

Jeff Tomson.‘“

Man hätte ein Blatt zur Erde fallen hören können, als der Friedensrichter schwieg. „Und nun die Antwort,“ begann er von neuem, „die auf den Brief eingelaufen ist:

‚Lieber Jeff! Komme eben von einem Ausflug zurück. Schreibe in höchster Eile. Einliegend Photographie. Der Mann war hochblond, hatte Leberfleck über dem rechten Auge und tiefe Narbe am rechten Zeigfinger. Du hast eine tolle Sache vor, in jedem Falle machst Du Dich strafbar. Hoffentlich irrst Du Dich wenigstens nicht.‘“

Die zitternden Hände Rutherfields griffen in die

Luft. Elisabeth legte den Arm um seine Schulter und drückte ihn auf einen Stuhl. Alle blickten auf den alten Herrn, den ein Schwindel befallen hatte.

Da hörte man plötzlich die Stimme des Polizisten Pat: „Nicht so eilig, Sir, ich denke, für die nächsten zwei Jahre werden Sie wohl von unserer Gastfreundschaft Gebrauch machen. Und hier," damit griff er in das Rockfutter des Bankiers, „diese Nadel werden wir inzwischen für Sie aufheben."

Mit einigen Schritten war Jeff neben dem Polizisten. „Ja, das ist sie, nun ist jeder Zweifel ausgeschlossen."

Der Friedensrichter war sehr ernst geworden: „Ich habe voll Ingrimm die wucherische Tätigkeit bemerkt, mit der Sie, Morris, die Farmer der Umgebung beglückten."

Morris wollte erwidern: „Ich weiß wirklich nicht —"

„Schweigen Sie!" donnerte Blunk. „Das Weitere wird sich vor Gericht finden. Nein, Miß, sehen Sie nicht so traurig aus, dem Menschen gegenüber ist Ihr Mitleid nicht angebracht. Wahrhaftig, meisterlich hat er es verstanden, hier den Biedermann zu spielen, während er draußen mit seinem Gelde wie ein Wolf unter den Farmern hauste. Anhaben konnte man ihm leider nichts. Danken Sie Ihrem Schöpfer und Mister Tomson hier, daß alles gekommen ist, wie es kam."

Blunk gab Pat ein Zeichen, worauf der Polizist mit dem Bankier verschwand. Dann wandte sich der Richter zu dem noch immer völlig gebrochen dasitzenden Rutherfield: „Kopf hoch, Sir, der Himmel hat Sie vor großem Elend bewahrt. Wahrhaftig, ich würde mich nicht besinnen, den jungen Mann hier —"

Da trat Jeff vor. „Ich danke Ihnen, Sir, aber so möcht' ich's nicht. Vier Monate rechtschaffener Arbeit

ist zu kurze Zeit, das sehe ich jetzt ein. Aber wenn die Strafe vorüber ist, die mir das Gesetz nicht erlassen kann, und außerdem ein volles Jahr, darf ich dann wiederkommen?"

Rutherfield richtete sich auf. Er war sehr blaß, aber seine Blicke ruhten nicht unfreundlich auf Jeff. „Es ist brav von Ihnen, Tomson," versetzte er warm, „daß Sie den Augenblick nicht ausnützen, und was Sie sagten, das soll gelten."

Die Röte unaussprechlicher Freude stieg in Jeffs Gesicht, als er das Mädchen an sich zog und auf die Stirn küßte. Dann riß er sich los. „So, nun können Sie mich ruhig einsperren."

Der Friedensrichter schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich glaube kaum, daß ich Sie wegen Fluchtverdacht festsetzen muß; halten Sie sich nur bereit, vor Gericht zu erscheinen. Schon des Beispiels wegen darf solch eine Selbsthilfe keinen Freibrief erhalten. Aber Sie, kleine Miß Elisabeth, erschrecken Sie nicht zu arg! Ich denke, die Richter werden es bei der Bestrafung mit Ihrem Bräutigam gnädig machen."

Unterirdische Ströme

Von Dr. J. Wiese

Wohl das zutreffendste Bild eines Stromes hat Otto Lehmann einmal entworfen, als er diese bequemsten und großartigsten Naturstraßen, die Pulsadern des wirtschaftlichen Lebens, die Wurzeln der großen Städte und die Basen politischer Gebäude und vor allem diese Verschönerer des landschaftlichen Charakters einer Gegend, mit dem Leben eines großen Mannes verglich. In der Tat — voller Ausgelassenheit in seiner Kindheit, jach und kühn, zu allen Wagnissen fähig als Knabe, feurig und tatenschnell in seinem Jünglingsalter, durch Erfahrungen und Nachdenken geläutert als Mann, der mit festem Mute einen bestimmten Plan verfolgt und zur stillen menschlichen Größe sich erhebt, die Herrliches schafft und Segen spendet — so ist das Bild der meisten Ströme.

Die wilden Knabenstreiche des großen Mannes erfährt man in seiner Heimat; die der Ströme sind auf den Höhen und Bergen und in deren Schluchten zu suchen. Dort wissen die Bewohner von ihrem Unfug zu erzählen, und schweigen sie, so geben davon die Gründe an ihren Gestaden Zeugnis. Vom jungen Strom zerrissen, liegen sie da, öfters wenig bevölkert aus Furcht vor etwaigen Verheerungen. Denn jeder anhaltende Regen, jeder warme Frühlingshauch, der die Schneefelder seiner Geburtsstätten schmilzt, erzürnt ihn, und aufbrausend tritt er alsdann urplötzlich über die Ufer, die Matten mit unfruchtbarem Kies und Geröllle bedeckt zurücklassend. Mit Hast eilt er weiter, immer vorwärts, bis allmählich die ruhigere Besonnenheit kommt, das erfahrene Mannesalter, und segenspendend plätschern seine Wassermassen durch das Land vorbei an Dörfern und Städten ihrem Ziele zu, dem

Meere. Gar mancherlei Art sind aber die Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden sind, namentlich für die kleinen Bäche und Flüsse. Diese bedürfen der Hilfe ihrer „Brüder".

In den meisten Fällen wird denn auch die Hilfe gewährt, doch nicht immer. Öfters werden sie sich selbst überlassen und versiegen im Sande oder aber verschwinden von der Oberfläche der Erde, um in unterirdischem Laufe in einem günstigen Terrain dennoch ihr Ziel zu erreichen; denn es gibt verschwindende Flüsse, die nicht nur eine Strecke unterirdisch fließen, sondern die nie wieder zutage treten, mithin ihre Wasser unterhalb der Erdoberfläche entweder den Hauptströmen oder unmittelbar den Meeren zuführen. Zahlreich treten derartige Flüsse in den Vereinigten Staaten Nordamerikas auf, wo es erwiesenermaßen unterirdische Ströme gibt, die mächtiger und wasserreicher sind als der Mississippi und Missouri.

Jede Quelle, die dem Erdboden entquillt, muß eine Strecke unterirdisch zurücklegen, ehe so viele kleine Wasseräderchen sich vereinen, daß sie zusammen eine gewisse Stärke erlangen. Wenn diese unterirdischen Wasserläufe auch in der Wasserversorgung eines wohldrainierten Gebietes keine wesentliche Rolle spielen, so sind sie anderseits doch für die Hydrographie eines jeden Landes von sehr erheblicher Bedeutung. Besonders treten sie in die Erscheinung bei allen unterirdischen Arbeiten, wie Bergwerksarbeiten, Tunnelbauten und Brunnenbohrungen. Sie werden gespeist aus den feinen Haarspalten des Gesteines, sickern in minimalen Klüften senkrecht und wagrecht weiter und sammeln sich überall, wo sich unterirdische Hohlräume befinden.

Es ist nicht zu verwundern, daß sich solche Hohlräume namentlich in Gegenden mit Kalksteingebirgen bilden. Oft sammeln sich in diesen Hohlräumen, die mehr oder minder tief und weit sind, Wassermassen an, die unterirdischen Seen und Teichen gleichen und sogar Flüsse bilden, deren Erscheinung beim Austritt aus ihrer Unterwelt den auffallendsten Gegensatz zu den Bergen, Hügeln und Felsen der Gegend bildet, zumal auch aus dem Grunde, weil diese gewöhnlich trostlos dürr erscheinen, während an den Flußufern zwischen saftigem Grün unter Bäumen, Sträuchern und Stauden liebliche Blumen blühen.

Betrachten wir zunächst die durch Petrarka berühmt gewordene Vaucluse, die Quelle der Sorgue. Sie entspringt aus einem großen, fast kreisrunden Becken, das in eine tiefe Grotte endigt. Bei niedrigem Wasserstande schießt der Quell ruhig sprudelnd zwischen den Felstrümmern hervor, so daß man in die Grotte eindringen und das weite Becken betrachten kann, in dem sich das blaue Wasser des Flusses sammelt, ehe es zutage tritt. Zur Zeit der Schneeschmelze ist der Wasserstand aber so hoch, daß die Grotte ganz ausgefüllt ist; im Oktober enthält das Becken einen kleinen See mit ganz ruhiger Oberfläche. Der Abfluß erfolgt durch zahlreiche Schluchten im Kalkfelsen, aus dem sich in kurzer Entfernung davon zwanzig rauschende Bäche bilden. Bis heute sind die unterirdischen Wässerchen, aus denen der Fluß entsteht, noch fast unbekannt.

An unterirdischen Flüssen überaus reich ist der Karst, jenes Gebirge im österreichischen Küstenlande, das, durch die Täler des Isonzo, der Idria und Sora von den Julischen Alpen getrennt, sich als Fortsetzung der südlichen Kalkalpen in südöstlicher Richtung bis zur Balkan-

halbinsel erstreckt. Der Karst ist ein wesentlich aus Kalksteinen der Kreideformation aufgebautes Gebirge: das Kalkgebirge ist vielfach zerklüftet, und das atmosphärische Wasser dringt sofort in bedeutende Tiefen ein. Der Kohlensäuregehalt befähigt das Wasser, den Kalkstein aufzulösen, und durch diesen Prozeß werden zahllose Höhlen gebildet, die das ganze Karstgebirge durchziehen. Statt der gewöhnlichen offenen Täler finden wir hier langgestreckte oder rundliche Talmulden, die plötzlich aufhören. Der Fluß verschwindet unter der Erde, durchzieht unterirdische Täler mit wechselnden Engen und Weitungen, mit Seen und Wasserfällen, um endlich in einer zweiten, oberirdischen Talmulde wieder aufzutreten und manchmal wieder zu verschwinden. Ein Beispiel dieser Art ist die Laibach, die als Poi ihren Anfang nimmt, bei Adelsberg in die berühmte Grotte eintritt, als Unz wieder zutage kommt, das Talbecken von Planina durchfließt, abermals im Boden verschwindet und bei Oberlaibach plötzlich als schiffbarer Fluß wieder auftritt. Es gibt auch Flüsse, die niemals an der Oberfläche erscheinen, sondern unmittelbar in das Meer münden, wie die Omblaquelle bei Ragusa.

Fast an allen Kalkküsten münden solche unterirdische Flüsse, und um die Rhonemündung erscheinen sogar zahlreiche Quellen auf dem Meeresgrunde, einige davon in sehr bedeutender Tiefe, die auf dem Meerwasser einen kräftigen Strom bilden, der schwimmfähige Körper weit fortträgt. Ähnliche zahlreiche Süßwasserquellen, die an der Küste von Kuba im Meer entspringen, wurden durch Humboldt bekannt.

Auch Deutschland besitzt einige, wenn auch nur wenige unterirdische Flüsse. Zwei solcher Flüsse, deren

Lauf unsichtbar ist, befinden sich in Westfalen, und zwar der erste in der Nähe der Stadt Brilon. Er heißt die Aa, die, in dem sogenannten „Wassersee", einem Teiche von zwei Morgen Größe, am Fuße des Bornberges entspringend, sofort Mühlräder zu treiben vermag, auf ihrem kurzen Laufe von einer halben Stunde auch noch weitere Mühlen treibt und dann in die Felsspalten des Bodens wieder verschwindet. Wo die Wassermassen wieder zum Vorschein kommen, ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Es wurden vor kurzem darüber Untersuchungen angestellt, nach deren Ergebnis man schließt, daß der bei dem Orte Gesecke zutage tretende Bach die Aa sei; doch ist dies nicht mit Sicherheit festzustellen, weil sich die Quellengebiete der Möhne und Alme zwischen Gesecke und der Aa hinziehen, und es ist wahrscheinlicher, daß sich die Aa in mehrere Wasseradern teilt. Weniger rätselhaft, aber nicht minder interessant und namentlich durch die landschaftliche Schönheit ihrer Umgebung ausgezeichnet ist der unterirdische Lauf der Hönne, eines bei der Stadt Neuenrade entspringenden, bei Fröndenberg einmündenden Nebenflusses der Ruhr. Der zwischen den Städten Balve und Menden liegende Teil des Flußlaufes gehört zu den landschaftlich schönsten und wissenschaftlich interessantesten Punkten Westfalens. Ein weiteres Beispiel eines unterirdischen Flußlaufes bieten auch die Pader bei Paderborn und der in der Stadt Gesecke entspringende Bach, die gleichfalls schon bei ihrem Ursprunge eine Wasserkraft besitzen, die industriell verwertbar ist, so daß daraus mit Gewißheit geschlossen werden kann, daß diese Flußläufe bereits vor dem Zutagetreten eine lange Strecke unter der Erde zurückgelegt haben müssen. Zwischen Hameln und Holzminden entspringt aus einer

Schlucht in einer steilen Felswand der Lulay, ein Bach, der sofort über die Räder einer Mühle stürzt und dann nach einem Laufe von kaum hundert Schritten in die Weser sich ergießt. Nach der Stärke des Flußlaufes ist auch hier mit Sicherheit anzunehmen, daß der unterirdische Lauf den oberen an Länge vielhundertmal übertrifft. Endlich ist noch ein künstlich angelegter unterirdischer Fluß zu erwähnen, der Hühnengraben bei Altena, gleichfalls in Westfalen, ein durch den Felsen gesprengter Tunnel, in dem das durch ein Wehr aufgestaute Wasser der Lenne durch den Berg geleitet wird, um an der Mündung verschiedene Mühlhammerwerke und so weiter in Bewegung zu setzen. Das Flußgebiet dieser unterirdischen Ströme umfaßt weite Strecken, und ihr Lauf, der freilich auf keiner Karte verzeichnet ist, erreicht viele Kilometer. Die Untersuchungen, die gegenwärtig im Gange sind, haben den Zweck, die Länge dieser unterirdischen Wasserläufe genau festzustellen und ihre geologische Beschaffenheit zu erforschen. Meist stehen mit den unterirdischen Flußläufen auch unterirdische Höhlen und Grotten in Verbindung, die man als die ehemaligen Durchbruchsstellen der unterirdischen Gewässer bezeichnet, als jene Punkte, wo in einer früheren Periode die Quellen und Strudel des Gebirges hervorbrachen und sich in die anstoßenden, noch nicht zu ihrer jetzigen Tiefe ausgewaschenen Täler ergossen. Solche trockenen Flußbetten urweltlicher, unterirdischer Ströme sind beispielsweise im Tal der Düssel vorhanden. Leider sind diese Höhlen infolge großer Steinbruchbetriebe bis auf eine verschwunden.

Doch es gibt, wie bereits bemerkt, nicht bloß Flüsse, die auf einer kürzeren oder längeren Strecke verschwinden,

um dann wieder an die Oberfläche zu gelangen, sondern auch solche, die überhaupt unterirdisch ihre Wasserfluten fortbewegen. So wurden in jüngster Zeit in Frankreich, und zwar in den Sevennen, drei unterirdische Flußläufe entdeckt, von deren Vorhandensein man früher keine Spur hatte. Einer davon konnte mit Hilfe eines leichten und schmalen Bootes drei Kilometer weit verfolgt werden. Er fließt in einer Höhle, deren Höhe stellenweise achtzig bis hundert Meter beträgt. Der Einstieg erfolgte durch den Schlund von Padirac, der in den Sevennen auf einem Hochplateau liegt und der vorher wegen seiner grausigen Tiefe noch niemals erforscht worden war. Einer Expedition unter der Führung des Pariser Höhlenforschers Martel gelang es, nach zweimaligem Versuche bis an das Ende des zugänglichen Teiles vorzudringen. Welchen Weg der Fluß noch weiterhin verfolgt, ist vorläufig noch ein Rätsel. Glücklicher war man mit einem anderen Schlundflusse, dem Bonheur, der in seinem ganzen unterirdischen Laufe befahren werden konnte, allerdings mit sehr großen Schwierigkeiten und Gefahren. Dieser Fluß stürzt sich in eine Höhle, durchbricht einen Höhenzug, dessen Breite in der Luftlinie siebenhundert Meter beträgt, und ergießt sich in das jenseitige Tal durch einen mächtigen Wasserfall. Mehrere Seitenäste der Höhle führen dem Bonheur noch unterirdische kleine Bäche zu, so daß man es mit einem ganzen unterirdischen Flußnetze zu tun hat, das dem oberirdischen vollkommen gleicht. Auch auf dem wesentlich aus Kalk bestehenden Caussesplateau im mittleren Frankreich fand man vor kurzem einen derartigen Fluß, der sein Wasser dem Lot zuführt. Größer als letztbezeichneter unterirdischer Wasserlauf ist der jüngst entdeckte

unterirdische Strom im Innern des Tindoulabhanges, etwa zehn Kilometer nördlich von Rodez. Obgleich seine Strömung besonders heftig ist, gelang es doch, einen Kilometer weit dem Laufe desselben zu folgen, wenn auch unter den größten Schwierigkeiten, bis Geröll das weitere Vordringen verhinderte. Da dieser Fluß sehr wasserreich ist und sich nur fünfzehn Meter unter der Oberfläche des Plateaus befindet, gedenkt man ihn zur Bewässerung des umliegenden Gebietes und namentlich zur Wasserversorgung der Stadt Rodez auszunutzen. Daß eine derartige Verwertung des unterirdischen Wasserlaufes dem Lande besonders segensreich werden kann, davon gibt die Ausnutzung der unterirdischen Ströme Nordamerikas den schlagendsten Beweis. Hier hat man angefangen — von der Natur selbst belehrt, die an einzelnen Stellen das Wasser bezeichneter Flußläufe von selbst hervortreten läßt und dadurch die ödesten Gegenden in fruchtbare Oasen verwandelt hat — durch Bohrungen das reichlich fließende Wasser an verschiedenen Stellen zu nötigen, hervorzudringen, um das an und für sich trockene, unfruchtbare Land in liebliche Landstriche umzugestalten. Einen schlagenden Beweis liefert die viele Stunden große Wüste Nevadas, in der der Reisende plötzlich durch den Anblick fruchtbarer Oasen erfreut wird, deren größte und schönste die Humboldtoase ist. Sie alle verdanken ihre Existenz unterirdischen Strömen.

In den Bergketten an der Grenze der weiten Steppen des fernen Westens Nordamerikas entspringen mächtige Flüsse, deren Wasser tief unter der Erdkruste durch eine undurchdringliche Erdschicht in ihrem Bette festgehalten wird und die nicht nur durch Zuflüsse gespeist werden, die von den Höhen kommen, sondern auch durch Wasser-

zuwendungen von den oberirdischen Strömen. So findet — nach Lortzing — noch nicht ein Sechstel des Niederschlages im Tal des Mississippi seinen Weg durch das Flußbett zum Golf von Mexiko, und der Missouri gibt an seiner Mündung nur fünfzehn Prozent der Regen- und Schneemassen ab, die innerhalb seines Tales fallen, während der Ohio vierunddreißig Prozent der feuchten Niederschläge seines Gebietes dem Mississippi zuführt. Das übrige Wasser dieser Ströme verliert sich ebensowenig wie dasjenige der Hunderte von kleineren Flüssen, die auf beiden Seiten der Rocky Mountains und der Sierren entspringen und scheinbar zu versiegen scheinen, obgleich ihr durchschnittlicher Wasserreichtum recht bedeutend ist, sie versinken vielmehr in dem sandigen oder schlammigen Boden und fließen in wenig verminderter Kraft einer unbekannten Mündung zu, die ihr Wasser ins Meer leitet. So verschwinden an einer Stelle, wo der Missouri über porösen Sandstein fließt, zwei volle Drittel seiner Wassermenge, während der Humboldt, Nevadas größter Fluß, wie viele andere, abwechselnd auf und unter der Erdoberfläche fließt. Ähnlich liegt die Sache in Neu-Mexiko und im südlichen Texas, wo die meisten Gebirge von flachen Ebenen schwammigen Bodens umgeben sind, die jeden Tropfen Wasser aufsaugen. Trotzdem besitzen diese Ebenen keine Flüsse, obgleich die felsigen Höhen zahlreiche Quellen aufweisen, deren Wasser herniederrauscht. Sobald dasselbe jedoch das poröse Erdreich erreicht, dringt es in die Erde. Das sind die so gerühmten „Verlorenen Quellen", deren Wasser aber keineswegs verloren ist, sondern stets durch Bohren wieder entdeckt werden kann. Zuweilen befreit die Natur selbst das gefesselte Element. So ist der gewaltige

Springquell „Mammoth Springs“ in Arkansas, der in jeder Minute neunzigtausend Gallonen reines Wasser emporschleudert und einen See bildet, sicher der Auswurf eines unterirdischen Wasserlaufes, der vermutlich mit dem Mississippi oder einem seiner Nebenflüsse in Verbindung steht. Auf diese Weise entstehen fruchtbare Stellen in der Einöde. An anderen Orten hat man angefangen, durch Anbohrungen die unterirdischen Wasserläufe auf ähnliche Weise auszunutzen, was bereits in alter Zeit der Fall gewesen zu sein scheint, wie aus Resten alter Wasserleitungen zu schließen ist.

Manche Flüsse versiegen im Sande oder erreichen in unbedeutenden Wasserfäden das Ende ihres Laufes. In den Tropenländern trocknen kleine Flüsse in der trockenen Jahreszeit ganz oder streckenweise aus, besonders in regenarmen Jahren; dies ist namentlich bei vielen Flüssen in den afrikanischen Wüsten der Fall. Der Pooraliy in Belutschistan ist in der Regenzeit zwei englische Meilen breit, trocknet aber nachher so völlig aus, daß sein Flußbett dem Reisenden als Straße dient. Vorzüglich ist in dieser Hinsicht der Orangefluß in Südafrika merkwürdig. Dieser hat den Sommer hindurch hinlänglich Wasser, so daß er selbst für Schiffe fahrbar ist, nimmt auch mehrere erhebliche Zuflüsse auf; nach der Küste hin wird er aber seichter und versiegt öfters gänzlich nach einem Lauf von hundertfünfzig Meilen. Drei ansehnliche Flüsse in Neusüdwales versiegen in Sümpfen. (Lehmann in „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“, Band 16.)

Eine der eigenartigsten geographischen Erscheinungen stellen die unterirdischen Gewässer unter meilenweit ausgedehnten Wüstengebieten dar. Obwohl ein Wüstenland oberflächlich in der Regel keine dauernden Wasserläufe

erkennen läßt, weil ein Überschuß von Niederschlägen über die verdunsteten Wassermengen nicht erreicht wird, so sind doch in größeren Tiefen der Erdrinde dieselben Haarspalten und Klüfte wie in anderen Gegenden vorhanden, und beträchtliche Wassermengen können daher einen weiten Weg unterirdisch zurücklegen. Ein System unter sich verbundener Spalten, Klüfte und Kanäle reicht von einem Ort zum anderen, und es können sowohl oberirdische Gewässer in die Tiefe versinken, als auch unterirdische Gewässer gelegentlich zutage treten. Aber diese unterirdischen Wasseradern der Wüsten sind ein Geheimnis, dem wir trotz Wünschelrute, Mikrophon und allen möglichen anderen Mitteln noch keineswegs viel näher gekommen sind. Wo zum Beispiel ein artesischer Brunnen aufspringen könnte, vermögen wir meist nicht zu beurteilen, wenn wir die Stelle nicht durch Zufall treffen. Immerhin können wir uns in den meisten Fällen erklären, woher das Wasser kommt, weil in der Regel Berge in der Nähe gewesen sind, von denen es zu Tal fließt. In Indien aber gibt es Erscheinungen so merkwürdiger Art, daß sie sich bisher geologisch noch kaum haben erklären lassen. So findet sich zum Beispiel in den Wüsten von Rajputana Wasser in Sandsteinbecken, die unter der Oberfläche liegen, in großen Mengen vor. Es wird durch Brunnen emporgezogen, die man tiefer in die Erde hineingetrieben hat. Einige der wunderbarsten Brunnen dieser Art liegen in Bikaner in Rajputana. Die Stadt erhebt ihre Mauern inmitten einer des Regens fast ganz entbehrenden Wüste, die größtenteils aus losem Sande besteht. Wer sich der Stadt nähert, dem ist es ein völliges Rätsel, woher die Einwohner ihr Trinkwasser beziehen können. Und doch haben sie dieses reichlich

zur Verfügung, denn unter der Erde liegen riesige Zisternen, die fast stets mit dem kostbaren Naß gefüllt sind. Woher das Wasser diesen Zisternen zufließt, wohin es anderseits wieder abfließt und wie groß seine Mengen sind, ist bisher ein unerklärtes Geheimnis geblieben. Es gibt in Bikaner einen Brunnen, bei dem man festgestellt hat, daß er die kolossale Ergiebigkeit von 75 700 Litern Wasser für die Stunde besitzt. Diese Erscheinung läßt sich nur erklären, wenn man annimmt, daß unter der Wüstenerde ein ungeheurer Strom dahinfließt, der von irgend einer Quelle gespeist werden muß, die Wasser im Überfluß zur Verfügung hat. So liegt die Annahme nahe, daß dieses Wasser, auf das die Wüstenstädte in Rajputana angewiesen sind, von den Schneefeldern des weit entfernten Himalaja stammt. Daß tatsächlich unterirdische Strömungen von ziemlicher Stärke vorhanden sind, ergibt sich zum Beispiel aus der in Bikaner oft gemachten Beobachtung, daß Holzstücke, die man in den Brunnen geworfen hat, in einem anderen wieder an die Oberfläche kommen. Der geologischen Forschung der Zukunft werden diese unterirdischen Wüstenströme eines der interessantesten Probleme darbieten.

Der Weltkrieg

Zwanzigstes Kapitel

Mit 15 Bildern

Seit Ende Januar haben die deutschen Truppen auf dem westlichen Kriegschauplatz zu Lande, zu Wasser und in der Luft mit einer erhöhten Angriffstätigkeit eingesetzt. Gleichzeitig mit erfolgreichen Artilleriekämpfen in Flandern, in deren Verlauf die Kathedrale von Nieuport — da sie als feindliche Beobachtungsstelle diente — in Trümmer geschossen werden mußte, erfolgten heftige Vorstöße westlich der Straße Lens-Arras. Bei Neuville unweit Souchez wurden feindliche Vorstellungen genommen, an der Somme wurde die französische Front in einer Breite von $3^1/_2$ und in einer Tiefe von 1 Kilometer eingedrückt. Vergebens suchten die Gegner Anfang Februar in Flandern, im Artois und in der Pikardie durch erbitterte Angriffe die erlittenen Verluste auszugleichen. Insbesondere die Engländer machten sich südlich des Kanals von La Bassée und in der Gegend von Messines bemerkbar, ohne auch nur das geringste erzielen zu können. Auf die französische Beschießung von Lens und anderen Orten hinter der Front antwortete die deutsche Artillerie mit einem wirkungsvollen Feuer auf Reims. Im Raum von Arras wurden einzelne neuerrungene Stellungsvorteile gegen wiederholte heftige Angriffe des Feindes behauptet. Ein deutscher Vorstoß bei Ypern endigte mit einem trotz wütender Gegenangriffe festgehaltenen Gewinn von 800 Metern englischer Schützengrabenstellungen. In der Champagne erstürmten deutsche Truppen südlich von Ste. Marie à Py und östlich davon, bei Tahure, je 700 Meter französisches Gelände. Im Oberelsaß mußten die Franzosen die bis dahin besetzten Ortschaften Niedersept und

Pfettershausen räumen. Mit all diesen Erfolgen wurde eine bedeutende Verbesserung der deutschen Frontstellung



Eingang zu einer der großen Steinhöhlen bei Ville in der Nähe von Chiry.
Die Höhlen liegen nur 80 Meter vom Feind entfernt und bieten fast für eine ganze Division Unterkunft.

erreicht, die nun sowohl für die Offensive wie für die Defensive vortrefflich ausgebaut ist. Bemerkenswert

war in diesen Kämpfen die entschiedene Überlegenheit der Deutschen im Minenkrieg, die ebensosehr der Güte der



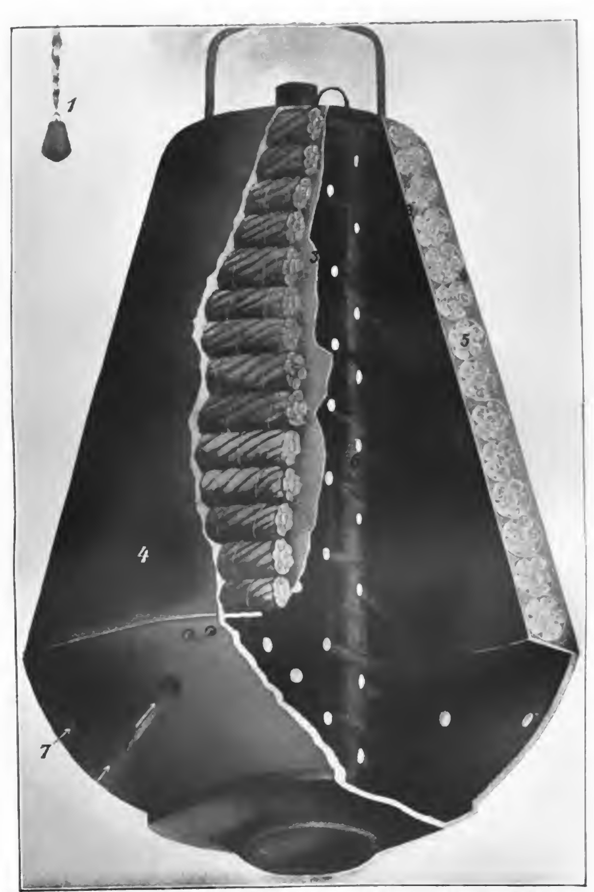
Die Kirche von Aubers bei Lille, die von den Engländern zerstört wurde.

Sprengmittel wie der Entschlußschnelligkeit der Truppen zu danken ist.

Noch schwerer fast als die Landsiege wiegen die letzten Erfolge der deutschen Luftflotte. In der Nacht vom 30. auf den 31. Januar überflogen Zeppeline überraschend Paris und warfen — zur Antwort auf das französische Luftbombardement der offenen Stadt Freiburg — eine erhebliche Anzahl von Sprengbomben ab, die ganz bedeutenden Schaden anrichteten und die Bevölkerung in panikartigen Schrecken versetzten. Die französischen Flieger erwiesen sich dabei als völlig ohnmächtig in der Abwehr der Luftschiffe, die ihren Angriff unbehindert wiederholen konnten. Eine noch glänzendere Leistung war jedoch der weitausgedehnte Flug eines



Der neue englische Stahlhelm, dem der französische Helm des Oberst Adrian zum Muster diente.

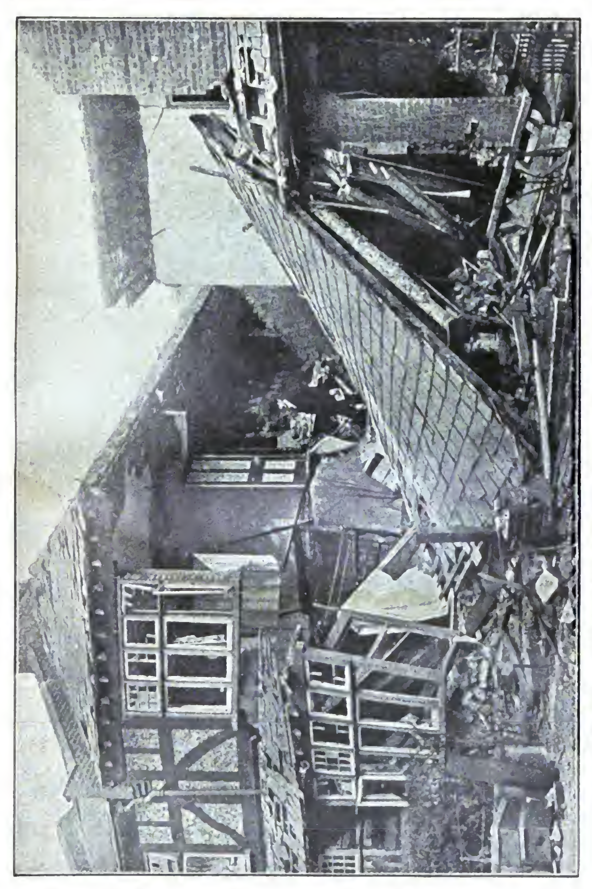


Durchschnitt einer Zeppelinbombe nach englischer Darstellung.

1. Eine die Luft durchschneidende Brandbombe mit dem Tuchwimpel. 3. Metallener Kegel, der den zusammengerollten Tauen festen Halt gibt. 4. Harzige Masse, die, hart geworden, mit den Tauen und dem Metallkegel eine feste Außenhülle bildet. 5. Zusammengerollte Taue, durch Draht verstärkt. 6 Zylinder, der den Brandstoff Thermit enthält, bestehend aus fein gepulvertem Aluminium mit einem Metalloxyd. Wenn das Thermit durch Magnesiumzündpulver entzündet wird, bildet der Sauerstoff des Oxyds mit dem Aluminium zusammen ein geschmolzenes Metall von 5000 Grad hoher Temperatur. 7. Harter Boden, der das Ende des Thermitzylinders aufnimmt und mit Luftlöchern versehen ist.

deutschen Luftschiffgeschwaders nach England, das diesmal in seiner ganzen Breite von Ost nach West übersegelt wurde. Die dicht gedrängten, militärisch hochwichtigen Industriezentren zwischen Great Yarmouth und Liverpool erlitten dabei durch abgeworfene Bomben schweren Schaden. Die großsprecherische Behauptung von der Unangreifbarkeit Englands hatte sich neuerdings als Phrase erwiesen. Nur ein einziges deutsches Luftschiff kehrte nicht in den Heimathafen zurück. Es hatte sich offenbar im Nebel verirrt, wurde bei niedrigem Fluge über der holländischen Insel Ameland beschossen und durch Sturm in die Nordsee abgetrieben, wo ein englischer Fischdampfer der um ihr Leben kämpfenden Mannschaft, angeblich aus Furcht vor ihrer Überzahl, die Rettung verweigerte: ein neues Beispiel britischer Verrohung, das sich dem Heldenstück der „Baralong" würdig anreiht. Am 9. Februar unternahmen die unermüdlichen deutschen Marineflugzeuge abermals einen Luftangriff auf England, wobei die Küste von Kent südlich der Themsemündung mit Bomben beworfen wurde.

Deutschlands überragende Stellung im Luftkampf war unwiderleglich dargetan. Ziffernmäßig ergab sie sich aus einer Statistik der Obersten Heeresleitung, wonach die Feinde seit 1. Oktober 1915 mindestens dreiundsechzig Flugzeuge eingebüßt hatten, während auf deutscher Seite im gleichen Zeitraum nur sechzehn verloren gingen; ihre politische Wirkung aber trat alsbald in Paris wie in London zutage: der bisherige Leiter des französischen Flugwesens mußte vom Amte zurücktreten, und in England ging man bereits, dem Ernst der Lage Rechnung tragend, zur Schaffung eines Ministerpostens für das Flugwesen über. Zum ersten Minister



Bombenwirkung eines Zeppelinangriffs auf eine englische Stadt.

für Luftverteidigung (außerhalb des Kabinetts) wurde Lord Derby ernannt.

Die deutsche Flotte bereitete ihren Gegnern wieder

einige unliebsame Überraschungen. Ein deutsches Unterseeboot drang in die Themsemündung ein und versenkte dort fünf Wachtschiffe. Dann aber kam eine noch erstaunlichere Kunde: ein bisher noch unbekanntes deutsches Kriegschiff „Möwe", dessen Leistungen an die Ruhmestaten der „Emden" und der „Karlsruhe" erinnern, tauchte plötzlich in den Gewässern des Atlantischen Ozeans auf und versenkte eine beträchtliche Anzahl feindlicher Handelsschiffe.



Admiral v. Schröder,
Kommandeur des Marinekorps an der belgischen Küste, der den Orden Pour le Mérite erhielt.

Kurz darauf fuhr der vor einiger Zeit als überfällig gemeldete britische Dampfer „Appam" unvermutet unter deutscher Kriegsflagge in den amerikanischen Hafen



Deutsches Schiffsgeschütz in Feuerstellung bei Ostende.

von Newport-News ein. Das Schiff, das unter dem Befehl des Leutnants Berg von der „Möwe" stand, hatte ursprünglich deutsche Gefangene aus Kamerun an Bord gehabt, die nun ihre Freiheit erhielten, während die englische Mannschaft des „Appam" auf ihrem eigenen Dampfer kriegsgefangen mitgeführt wurde. Der kühne Handstreich widerlegte neuerdings das Märchen von der vollkommenen Beherrschung der Meere durch die britische Flotte.

In seinem Lebensnerv getroffen, setzte England seine ganze Hoffnung auf einen Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, der durch die eigenartige Politik des Präsidenten Wilson tatsächlich in den Bereich des Möglichen gerückt wurde. Um seine Wiederwahl besorgt, hatte Wilson die Torpedierung der „Lusitania", auf der auch amerikanische Bürger ums Leben gekommen waren, zum Anlaß genommen, an die deutsche Regierung — gewissermaßen zum Fenster hinaus — eine Reihe scharfer Forderungen zu richten, die in dieser Form unannehmbar waren und die Fortführung des U-Boot-Krieges in der Praxis unmöglich gemacht hätten. Deutschland war Amerika gegenüber bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit gegangen, konnte sich aber nicht dazu verstehen, die Völkerrechtswidrigkeit des durch die britische Kriegführung veranlaßten Angriffs auf die „Lusitania" zuzugeben. Der Reichskanzler erklärte denn auch aufs nachdrücklichste, daß er auf ein für Deutschland erniedrigendes Verlangen niemals eingehen werde. Unterstrichen wurde dieser Standpunkt durch die deutsche Denkschrift an die Neutralen vom 8. Februar, die bewaffnete Handelsdampfer grundsätzlich als Kriegschiffe behandelt wissen wollte. Amerika schien anfangs dieser Auffassung bei-



Aus unserer Kriegsbeute im Osten.
Fahrbare russische Schießscharten.

zupflichten und stellte in Aussicht, daß es seine Bürger vor solchen Schiffen warnen werde. Nachträglich änderte aber die Regierung in Washington ihren Standpunkt und schlug Auswege vor, die für Deutschland nicht gangbar waren. So bleibt denn das Verhältnis zu Amerika nach wie vor kritisch.

Die Unternehmungslust und Kampfesfreudigkeit der deutschen U-Boote hat durch diese vom Zaun gebrochenen Debatten freilich keinerlei Minderung erfahren. Am 8. Februar wurde ein französisches Linienschiff durch ein deutsches U-Boot südlich von Beirut versenkt, und in dem Seegefecht auf der Doggerbank vom 11. Februar erlagen zwei englische Kreuzer den Angriffen deutscher Torpedoboote.

Im Osten blieb die Lage nach der mißglückten Januaroffensive der Armee Iwanow an der Bukowinafront im ganzen unverändert, obgleich die Russen ihre Angriffstätigkeit über Ostgalizien bis nach Wolhynien ausdehnten. Heftige russische Vorstöße bei Tarnopol scheiterten, das Westufer der Schara, eines Nebenflusses des oberen Njemen, wurde vom Feinde gesäubert. Die Heeresgruppe Hindenburg wies russische Angriffe bei Dünaburg ab und nahm Riga unter Artilleriefeuer. Einen Erfolg errangen die Russen lediglich an der Kaukasusfront, wo am 16. Februar die türkische Festung Erzerum nach wütenden Kämpfen in ihre Hände fiel. Es ist nicht ausgeschlossen, daß rasche Entsendung von Verstärkungen den Gegner an der strategischen Ausnützung des Erfolges noch zu hindern vermöchte. Immerhin darf der moralische Einfluß der Eroberung auf die Stimmung der asiatischen Völker, insbesondere der Perser, nicht unterschätzt werden.

An der italienischen Front behaupteten die



Deutsche Maschinengewehrabteilung bei einer Übung mit Karabinern hinter der Front des südöstlichen Kriegsschauplatzes.

Österreicher ihre Stellungen und gingen hier und dort sogar zu erfolgreichen Angriffen vor. Ein österreichisches Kreuzergeschwader zerstörte an der Ostküste Italiens



Befestigungsarbei
Von der englischen Militärbehörde in Ägypten eingestellte Zivilisten
Im Hintergrund das Zeltlage



am Suezkanal.

n am Suezkanal auf Fahrgelegenheit nach ihren Arbeitsplätzen.
dem die Arbeiter wohnen.

die im gegenwärtigen Augenblick strategisch ungemein wichtige Adriabahnlinie, und ein wirkungsvoller Fliegerangriff auf die Stadt Mailand ver-



Berliner Landsturm beim Bau einer Feldbahn.

breitete in Italien heilsamen Schrecken; die als Gegenzug geplante Beschießung der krainischen Hauptstadt Laibach durch italienische Flugzeuge hatte so gut wie gar kein Ergebnis. Die Besuchsfahrt des französischen Ministerpräsidenten Briand nach Rom dürfte der italienischen Regierung, deren Sorgen — abgesehen von dem bis-

herigen militärischen Mißerfolg — hauptsächlich wirtschaftlicher Natur sind, kaum irgendwelche Erleichterung



Ein Langschläfer wird aus dem Rohr eines 30,5-Zentimeter-Geschützes herausgeholt.

gebracht haben, und auch mit der nunmehr erfolgten Einbeziehung Italiens in den Vierverbandskriegsrat wird ihr wenig gedient sein, obgleich französische und

italienische Blätter, im Gegensatz zu der mehr nüchternen englischen Auffassung, von dieser Tatsache eine neue Kriegsphase datieren wollen.

Die Lage auf dem Balkan hat selbst der russische Minister des Äußern Sasonow mit bemerkenswerter Offenherzigkeit als trostlos bezeichnet. Um so verheißungsvoller ist sie für uns. Immer enger schließt sich der Ring um die albanischen Hauptorte Durazzo und Valona. Hier sind die Bulgaren, dort die Österreicher im Vormarsch begriffen; gelegentliche Widerstände italienisch-serbischer Truppenkörper wurden leicht gebrochen. An der griechisch-mazedonischen Grenze treiben die Verhältnisse der Entscheidung zu. Zwar läßt das Heer General Sarrails in Saloniki noch immer nichts von offensivem Geist verspüren, und ein englisch-französischer Vorstoß nach dem Vardartale änderte an dem Stärkeverhältnisse der beiderseitigen Stellungen so gut wie nichts. Doch dürfte die Wiederaufnahme der eigentlichen Kriegshandlungen kaum mehr lange auf sich warten lassen. Die Entwicklung der Dinge wird hier zweifellos beschleunigt durch den systematischen Ausbau der Gewaltherrschaft, die Sarrail und seine Helfer auf griechischem Boden errichteten. Sie haben Kreta zum Stützpunkt ihrer Flottenoperationen gemacht und noch eine ganze Anzahl anderer Inseln — in letzter Zeit Orthoni bei Korfu — besetzt, sie haben die Konsuln der Mittelmächte auf Chios verhaftet, die griechische Besatzung aus dem Seefort Kara Burnu bei Saloniki verdrängt und, um keinen Zweifel über die niedrige Einschätzung der griechischen Selbständigkeit bestehen zu lassen, die Besetzung aller Eisenbahnen und Telegraphenanstalten in Thessalien und Morea durch Vierverbandstruppen angeordnet. Wie das unglückliche



Hafenbild aus Durazzo.

Albanische Typen.

Land, das insbesondere in der Ernährungsfrage völlig von der Willkür seiner Bedränger abhängt, sich zu dieser andauernden Verletzung seiner staatlichen Hoheitsrechte verhalten wird, bleibt abzuwarten: für die Stimmung in Bulgarien ist jedenfalls die Erinnerung des Regierungsblattes vom 8. Februar bemerkenswert, wonach Bulgarien das Recht zusteht, seine Feinde anzugreifen, wo immer es sie findet; auch die gleichzeitigen Besuche des Zaren Ferdinand und des bulgarischen Armeeoberkommandierenden General Schekow im deutschen und im österreichisch-ungarischen Hauptquartier deuten darauf hin, daß die Ruhepause an der mazedonischen Kampffront ihrem Ende zuneigt.

In Mesopotamien vermochte sich die seit zwei Monaten in Kut el Amara eingeschlossene Armee des englischen Generals Townsend bisher nicht aus der türkischen Umklammerung zu befreien. Ein Entsatzheer unter General Aylmer wurde am 7. Februar bei Korna und am 13. Februar zwischen Korna und Nasrim mit schweren Verlusten zurückgeschlagen, so daß General Aylmer vorläufig genötigt ist, das Eintreffen weiterer Verstärkungen abzuwarten. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß General Townsend schon vorher zur Kapitulation gezwungen wird. Die Wirkung eines solchen Ereignisses knapp vor den Toren Indiens wäre für die dortige Herrschaft Englands von geradezu vernichtender Wirkung.

Inzwischen kommen aus Ägypten bedenkliche Gerüchte, die, falls sie auf Wahrheit beruhen, die Festigkeit der britischen Machtstellung am Nil in sehr ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Indische Truppen sollen am Suezkanal und ägyptische Redifs (Landwehrtruppen) in Unterägypten gemeutert haben; in beiden



Mazedonische Freiwillige stellen sich in Sofia zur Einreihung in das bulgarische Heer.

Fällen sollen die Unruhen mit blutiger Strenge unterdrückt worden sein, was natürlich die Stimmung der dortigen Bevölkerung gegenüber den englischen Unter-

drückern keineswegs gebessert haben dürfte. Nimmt man noch hinzu, daß die Senussi in Westägypten und die Türken in Ostägypten nach wie vor ihre günstigen Stellungen innehaben, so begreift man die fieberhaften Anstrengungen Englands, den Suezkanal, den Schlüssel seines indischen Reiches und die Hauptschlagader seines Überseeverkehrs, gegen den drohenden Angriff nach Kräften in Verteidigungszustand zu setzen. Nach einer französischen Meldung soll ein japanischer General mit elf Unterseebooten im Suezkanal eingetroffen sein, um sich an den Verteidigungskämpfen zu beteiligen, es ist aber kaum anzunehmen, daß das Erscheinen dieser „Seestreitkräfte" — sofern die Nachricht überhaupt auf Wahrheit beruht — den für England verhängnisvollen Gang der Ereignisse wesentlich beeinflussen könnte.

Aus den Kolonien kommt eine neue schmerzliche Kunde: die deutsche Garnison in Mora (Nordkamerun) hat sich ergeben. Mangel an Munition und Lebensmitteln, an Wasser und Medikamenten haben vermocht, was der feindlichen Übermacht in anderthalbjährigem Ansturm nicht gelungen ist. Mit dem Fall Moras ist die Eroberung von Kamerun durch die englisch-französischen Truppen bis auf weiteres vollendet.

In der innern Politik wirbelte ein von der Majorität des preußischen Abgeordnetenhauses ausgehender Vorstoß gegen den Reichskanzler einigen Staub auf. Die Staatshaushaltkommission der preußischen Zweiten Kammer hatte es für notwendig befunden, Herrn v. Bethmann Hollweg davor zu warnen, angesichts der Haltung Amerikas die Wirksamkeit des U-Boot-Krieges abzustumpfen, und sie hatte zugleich die Veröffentlichung dieser Warnung beschlossen, trotz der Einsprache des Auswärtigen Amts und obgleich aus der



Lager türkischer Truppen in der Gegend des Suezkanals.

bereits erwähnten deutschen Denkschrift und aus den entsprechenden Erklärungen des Reichskanzlers zur Genüge hervorging, daß Deutschland keineswegs gewillt sei, sich die wertvolle Waffe des U-Bootkampfes entwinden zu lassen. Mit einer befriedigenden Erklärung des Präsidenten, die der Regierungsvertreter zustimmend zur Kenntnis nahm, suchte die Mehrheit schließlich einzulenken.



Mannigfaltiges

Gesundbeten und Totbeten. — Die Verachtung aller menschlichen Vernunft und ihre Ersetzung durch eine spitzfindige, selbstgenügsame Hausmacherreligiosität — in Wahrheit die teuflischste Herausforderung des Göttlichen, die sich ersinnen läßt! — wird in der „Christlichen Wissenschaft" zum System erhoben: kein Wissen gilt, als das Wissen um jenen fanatischen Aberglauben, den seine Urheberin, die geschäftstüchtige Mrs. M. B. Eddy, mißbräuchlich „Christian Science", d. h. „Christliche Wissenschaft" getauft hat.

Nicht widerstreben sollt ihr dem Übel — da ihr es doch in aller Gemütlichkeit aus der Welt herausbeten könnt! Aber freilich nur dann, wenn ihr den entsprechenden „Lehrgang" durchmacht und — das nötige Lehrgeld bezahlt ... Mit dieser Ausrede, daß der Heilungsuchende die Lehre „beherrschen" muß, wird schließlich jeder Unfug gedeckt. Den beiden toten Künstlerinnen, deren tragischer Untergang jüngst vor den Berliner Gerichten erörtert wurde, schleuderten ihre falschen Freunde den Vorwurf in die Gruft nach, daß sie „nicht fest geglaubt" hätten; nur solche könnten durch Gesundbeten geheilt werden, die das „Gesetz" gründlich kennen und vollkommen davon durchdrungen sind, daß Gott das Übel nicht will. Wie denn Mrs. Eddy fest daran glaubt, daß ihr erster Mann, der angeblich durch Gedankenübertragung von seinen Feinden vergiftet worden ist, diese Unannehmlichkeit leicht hätte vermeiden können, wenn beide schon damals das Gesetz genügend gekannt hätten.

Solche Kenntnis sich anzueignen, erfordert nun allerdings ein in jeder Hinsicht opferreiches Studium. Für die Jünger dieses echt amerikanischen Humbugs ist eine eigene Universität gegründet worden, an der sogar, gegen entsprechendes Honorar, Doktorhüte gebaut werden; natürlich sind auch reichlich Kollegiengelder zu bezahlen und die nötigen „Studienbehelfe" anzuschaffen, vor allem die von Mrs. Eddy verfaßte Bibel der „Christlichen Wissenschaft". Dieses Buch enthält den Kern jener anspruchsvollen Lehre, deren genaue Kenntnis angeblich vor Sünde und Krankheit schützt.

Andere, in der „Wissenschaft" weiter Fortgeschrittene, sind

denn auch in der Abwehr drohender Übel erfolgreicher gewesen als Nuscha Butze und Alice v. Arnauld. So berichtete einmal eine Berliner Anhängerin der „Christian Science“ in einer der Zeitschriften, die der Bewegung zur Verfügung stehen, das folgende haarsträubende Mirakel: sie erwachte des Nachts durch ein Geräusch und bemerkte, wie ein Einbrecher sich an ihrem Schrank zu schaffen machte. Im ersten Augenblick tödlich erschrocken, schrie sie um Hilfe. Plötzlich erinnerte sie sich aber, daß einem Mitglied der „Christian Science“ ganz andere Hilfsmittel und Methoden der Verteidigung zu Gebote stehen. Sie begann sich allsogleich in das „Gesetz“ zu vertiefen, das besagt, daß Gott das Übel nicht will, und siehe da — der Schrankknacker legte sogleich sein Werkzeug still und sittsam beiseite, faltete die Hände und sprach voll Demut: „Ich weiß, daß ich unrecht getan habe; ich bitte Sie, mir zu verzeihen!“ Womit sich das wiedergeborene Gotteskind empfahl. Leider wird nicht berichtet, ob die Bekehrung dieses Herrn so weit ging, daß er dem Berliner Zweigverein der „Christian Science“ als zahlendes Mitglied beigetreten ist; denn damit erst wäre sie eine vollkommene geworden.

Es ist im Grunde Sache erwachsener Menschen, sich mit derlei Historien auf ihre Art auseinanderzusetzen. Wer so schwach ist, jedem x-beliebigen, fest angestellten Gesundbeterweiblein Einfluß auf seine Weltanschauung zu gönnen, der ist gegen keinerlei Humbug geschützt. Wenn nicht die Apostel der Mrs. Eddy, so schlügen ihn spanische Schatzschwindler breit oder ein internationales Lotteriegenie oder irgendein „schwarzer Prophet“ aus Indien. Er ist mit einem Wort reif für das Gelämmertwerden.

Aber es wäre an der Zeit, die Anstifter und bewegenden Kräfte des Gesundbeterunfugs mit demselben Maß zu messen wie andere Betrüger. Das wäre nichts anderes als ein Akt sozialer Notwehr. Wer sich schon einmal ohne Voreingenommenheit im Bannkreis dieser unheimlichen Gesellschaft bewegt hat, weiß auch unter dem krankhaften Firnis der Hysterie die Gemeingefährlichkeit zu entdecken. Wie es in diesen gierigen

Fanatikeraugen gewittert von angriffsbereitem Haß, der um kleines ringt, wie da Gebärden der rituellen Verzückung und einer streng sachlichen Kassagebarung mit köstlicher Unvermitteltheit sich ablösen!

Wie dünn die Schranke ist, die hier Verbrechertum und krankhafte Veranlagung voneinander trennt, läßt sich vielleicht am besten nach der englischen Zeitschrift „The Lancet" durch jenen tatsächlich dagewesenen Fall aufzeigen, wo ein Gesundbeter sich im Handumdrehen in einen T o t b e t e r verwandelte. In den Straßen und Restaurants von London verbreitete vor ein paar Jahren ein eifriger Gegner der Vivisektion und Anhänger des Gebetsunfugs ein Zirkular, worin er seiner lebhaften Freude über den eben erfolgten Tod eines bekannten Naturforschers und Vivisektionisten Ausdruck gab. „Ich nehme von seinem Todesfall mit um so größerer Genugtuung Kenntnis," schrieb dieser Tier- und Menschenfreund, „weil ich glaube, daß ich meine Hand dabei im Spiele gehabt habe. Seit vierzehn Tagen sandte ich glühende Gebete zum Himmel, daß er einen unserer eifrigsten Vivisektionisten von dieser Welt abberufen möge. Angesichts eines solchen Erfolges, auf den ich wohl mit Recht stolz sein darf, beschwöre ich meine Gesinnungsgenossen, mein Beispiel nachzuahmen. Mögen sie nicht versäumen, ihren täglichen Gebeten eine Fürbitte hinzuzufügen, um Gott um die Abberufung eines Vivisektionisten zu bitten!" ...

Das ist die zur Aufrichtigkeit fortgeschrittene Art. Deswegen ist sie auch bei weitem nicht so gefährlich wie die in der Maske des Heilbringers auftretende, über deren ärztliche Wirksamkeit seit langem aktenmäßige Belege vorhanden sind. Da hört man von gesundbeterischen „Hilfen", die einem sechsjährigen, an skrofulöser Augenerkrankung leidenden Jungen den ärztlich angeordneten Verband herunterreißen, die Medizin vernichten und die Mutter mit frommen Sprüchlein vertrösten, während das Kind in Gefahr schwebt, zu erblinden. (Kostenpunkt: drei Mark für jeden Besuch.) Einer Kranken wird empfohlen, sich für fünfzehn Mark die besagte Bibel der Mrs. Eddy anzuschaffen. Irgendwo im sächsischen Vogtlande wird jemand,

dem eine Deichsel in den Unterleib drang, durch sechs Betschwestern und eine Nonne der Gesundbetersekte gegen entsprechendes Honorar vier Tage und vier Nächte lang dermaßen „behandelt", daß er es für das klügste hält, sich der weiteren Ordination durch Tod zu entziehen ...

Ein religiöses System, das den heiligsten Namen zu Geschäftszwecken mißbraucht, richtet sich selbst. Wir könnten es uns an dem Mitleid mit diesen Verirrten genügen lassen, wenn es nicht immer wieder Schwache und Leichtgläubige in allzu großen Mengen gäbe. Dr. A.

Das Land der Borger. — Ein Land, das im gegenwärtigen Völkerringen mit im Mittelgrunde der allgemeinen Beachtung steht, ist Indien, wo alles borgt, sowohl der oberste Regierungsbeamte als der Kuli. Ein Kenner sagt: „Borgen ist in Indien die leichteste Sache von der Welt, sein Geld wiederzubekommen, die schwerste." Und wahrlich, alles ist in Indien verschuldet. Von den vielen Millionen, die das Land bewohnen, gibt es nur ein paar tausend, an die niemand eine Geldforderung hat. Borgen ist dort ein nicht auszurottendes Übel, wie die Schlangenbisse und die Hungersnöte. So seltsam es klingt: das Geldverleihen und Borgen liegt dem Hindu im Blute. Er ist ebenso versessen darauf, sein Geld loszuwerden, wie er anderseits alle Mittel anwendet, um ein Darlehn zu erhalten. Auf alles wird in Indien geborgt. Schon die Kinder in den Schulen gelten als vollgültiges Kapitel, auf das man Geld erhalten kann. Der Inder borgt stets in dem Gefühl, daß er sich um das Zurückgeben nicht zu sorgen braucht.

Bereits im 18. Jahrhundert schreibt der Reisende Dubos: „Die Hindus leben in dem Bewußtsein, daß, wenn sie Geld borgen, irgendwelche Umstände eintreten werden, die die Schuld aufheben. Oder sie denken gar schon an einen Ausweg, wie sie sich um die Bezahlung der Schuld drücken können. Die alten Gesetze rechneten schon mit der unwiderstehlichen Borgleidenschaft der Indier und setzten bestimmte Rechte der Gläubiger fest, die ihnen besondere Vergünstigungen verschaffen."

Das wichtigste der Zwangsmittel, die dem Gläubiger zur

Verfügung standen, war das „Darna". Der Gläubiger setzte sich einfach vor die Tür des Schuldners und blieb hier Tag und Nacht, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, bis die Schuld bezahlt war. Es stand ihm auch frei zu drohen, er werde sich verstümmeln oder töten, wenn er nicht sein Geld erhalte.

Ein anderes Mittel war eine private gemeinsame Haft; der Gläubiger konnte sich dann mit seinem Schuldner einschließen und ihm zu essen, zu trinken verbieten, mußte aber das gleiche auf sich nehmen. Machte er den anderen dadurch nicht mürbe, so konnte er ihm noch Schwereres auferlegen. Der Schuldner mußte dann eine schwere Last auf dem Kopfe tragen, fortgesetzt damit laufen oder ruhig bis zur Erschöpfung stehen. Aber auch das hatte der Gläubiger alles mitzumachen.

Das „Darna" ist heute durch Verbot der britischen Regierung in Indien erloschen, aber es wird lustig weiter geborgt; denn unter 90 Prozent der Bevölkerung ist die Leidenschaft des Borgens noch ebenso verbreitet wie in alten Zeiten. Auch die Gesetze der Engländer haben dem lässigen Zahler keinen Schrecken einflößen können. Es nützt auch nichts, daß sich die Regierung erbietet, zu geringeren Prozentsätzen (6½ bis 15 Prozent) Geld auszuleihen. Der Indier zahlt weiter seine 50 bis 75 Prozent und borgt lieber von einem Privatmann, dem er sogar noch einen Gefallen damit tut, daß er ihm das Geld abnimmt. Ja, der Inder wartet nicht einmal ab, bis er Geld nötig hat, sondern borgt schon in dem Gedanken, daß er doch vielleicht einmal in Geldverlegenheit kommen könne. W. Jentsch.

Viktor Hugo als Versehändler. — Eines Tages suchte ein Pariser Trödler den bekannten französischen Nationaldichter Viktor Hugo in seiner Wohnung auf. Der brave Mann, der anscheinend seine besonderen Ansichten über das „Dichterhandwerk" besaß, verlangte den Autor in dringender Angelegenheit zu sprechen und erklärte: „Herr Hugo, ich bin, wie Sie wissen, eigentlich kein Dichter, aber gestern ritt mich der Satan — ich weiß selbst nicht, wie es kam. Jedenfalls war ich in Stimmung und habe in einem Zuge dreihundert Verse gemacht. Als ich fertig war, fragte ich mich: Was mache ich nun damit? Was

kann ich damit verdienen? Da fiel mir ein, daß nebenan ja der Dichter Hugo wohnt, der von Berufs wegen Verse macht und sie gut verkauft. Zu dem gehst du, dachte ich mir, der kann dir deine Verse ja abkaufen. Und so möchte ich Sie nun fragen, ob Sie das Geschäft machen wollen."

Viktor Hugo ergötzte sich natürlich weidlich über diesen „Geschäftsantrag", jedoch bemühte er sich umsonst, diesem „inspirierten" Gelegenheitsdichter klar zu machen, daß er nur seine eigenen Verse verkaufe und keinen „Versehandel" treibe.

Der biedere Trödler wurde über die Ablehnung seines gutgemeinten Antrages ärgerlich und meinte schließlich: „Ja, wenn Sie eben nicht wollen, wende ich mich dann an die Konkurrenz. Ich werde nun zu Alexander Dumas gehen." A. M.

Ungarische Sinnsprüche befassen sich sehr eingehend mit dem Kapitel „Liebe". Hier sind einige davon:

Es gibt Dutzendempfindungen, ebenso wie es Dutzendgedanken gibt.

Die Untreue ist ein Schönheitsfehler, das heißt ein Fehler aller Schönheiten.

Die Frau liebt dich nicht um das, was du wirklich bist, sondern um das, was sie aus dir zu machen gedenkt.

Die Liebe ist vollkommen, ihre Fehler verdankt sie den Liebhabern.

Junge Mädchen und alte Frauen gleichen sich in einem Punkt: beide möchten wahnsinnig lieben und wissen nicht wen!

Die Liebe kann man nicht mit Worten erklären, die Ehe jedoch mit Ziffern.

Die meisten Ehefeinde trifft man unter den — Verheirateten.

Den Frauen muß man für die Gefälligkeiten danken, die man ihnen erweist.

Das Buch der Liebe lesen die Frauen bis zur letzten Seite aus.

Brillanten sind oft die Bausteine des Frauenglücks oder die Grabsteine.

Junge Mädchen lassen sich am liebsten das erklären, was sie verstehen.

Wer sich vor Leidenschaft verzehrt, bekommt die Frauen rasch satt.

Eine Frau verzeiht es dir leichter, wenn du behauptest, sie habe einen schlechten Charakter, als einen schlechten Teint.

Wenn deine Frau einem dritten die Hand drückt, so ist das ein Druckfehler.

Die erste Liebe wird ehrlich geliebt, auch die letzte, dazwischen wird — renommiert.

In der Geldfabrik. — Geld ist, was gilt. Daher kommt das deutsche Wort. Aber im Lateinischen heißt dieselbe Sache pecunia und hängt zusammen mit pecus, das Vieh, ein Beweis dafür, daß in frühesten Zeiten das Vieh als Zahlungsmittel, sozusagen als lebendiges Geld benützt wurde. Im Griechischen wiederum sind die Ausdrücke für Geld und für Silber sprachlich ganz eng verwandt, woraus man ersehen kann, daß in alten Zeiten das Silber als Zahlungsmittel eine weit größere Rolle gespielt haben muß, als das Gold, eine Beobachtung, die auch durch das französische argent, das sowohl Silber wie Geld heißt, gestützt wird. Das ist bemerkenswert, weil die Volksetymologie das deutsche Wort Geld gern mit Gold zusammenbringt, was jedoch unrichtig ist.

Die Geschichte des Geldes beginnt, so entnehmen wir dem „Neuen Universum" (Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart) mit der Verwendung des Viehs zu einer Zeit, als die Herden den einzigen Reichtum der Nomadenvölker bildeten, als Wertausgleichungen für gekaufte Sklaven und dergleichen nur aus diesem Besitz erfolgen konnten. Dann kam die Bronzezeit. An Stelle des alten Feuersteines trat die viel nützlichere Bronze. Der Besitz von Bronzemetall gestattete es, sich jederzeit Werkzeuge, Waffen und Schmuckstücke zu verfertigen, und neben das Vieh trat als zweiter wertvoller Besitz ein gewisser Metallvorrat. Da lag der Gedanke nahe, auch das Metall als Austauschmittel, als Geld, zu benützen.

Man brachte in Stangenform gegossene Bronze, Hammer, Meißel und Wage, und nun wurde so viel Bronze von dem

Vorrat abgeschlagen, bis die Anzahl Pfund voll waren, die die Ware kosten sollte.

Diese Art der Bezahlung mit gehacktem Silber ist heute noch in vielen Teilen Chinas üblich, sie setzt den Besitz einer genauen Wage und eines Satzes richtiger Gewichte voraus. Das klassische Beispiel dieser Zahlungsart findet sich während der Belagerung Roms durch die Gallier, da Brennus sein Schwert zu den Gewichten auf die Wage warf und mit dem Rufe: Vae victis! forderte, daß auch das Gewicht des Schwertes noch mit Gold aufgewogen wurde.

Anklänge an diese alte Zahlungsweise nach dem Gewicht gibt es auch heute noch vielfach, man braucht nur an die englische Münzbezeichnung Pfund zu erinnern, oder an die Inschrift auf den alten deutschen Talern: dreißig ein Pfund fein Silber. Das jedesmalige Abhacken und Wägen erwies sich sehr bald als zu umständlich, und man kam verhältnismäßig schnell dazu, Stücke von bestimmtem Gewicht vorrätig zu halten. Aber, wenn man die Geschäfte ohne Wage abschloß, wer stand dafür ein, daß die einzelnen Stücke auch wirklich das versprochene Gewicht besaßen? Da griffen denn die ersten Staatswesen oder Gemeinden ein und übernahmen es selber, Metallstücke von bestimmten Gewicht zu gießen. Zum Zeichen aber, daß diese Stücke auch richtig waren, gossen sie die Bezeichnung des Gewichtes darauf und ferner das Zeichen der betreffenden Stadt, ein Bild der Schutzgöttin oder dergleichen, wodurch sie gewissermaßen den richtigen Gewichtsbetrag gewährleisteten.

Das war der Anfang der Geldfabrikation, und zahlreiche alte Münzen veranschaulichen uns heute noch den damaligen Stand der Münztechnik, die nach unseren Begriffen freilich außerordentlich roh war. Unsere Leser wird es daher interessieren, an der Hand der beistehenden Abbildungen einiges aus der modernen Münzfabrikation kennen zu lernen, die einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat.

Unsere Gold- und Silbermünzen bestehen nicht aus reinem Edelmetall. Reines Gold oder Silber würde im täglichen Gebrauch viel zu weich sein und sich schnell abnützen. Schon

heute gehen alljährlich viele Millionen an Gold und Silber auf der ganzen Welt spurlos verloren, indem Edelmetall sich in Geld- oder Kleidertaschen, Kassetten und dergleichen von den Münzen abwetzt und in alle Winde verstreut. Die Münzen wer-



Der eine Arbeiter gießt das Metall in die eiserne Gießform, ein zweiter hält mit Blasrohr und Streicheisen alle Unreinlichkeiten fern.

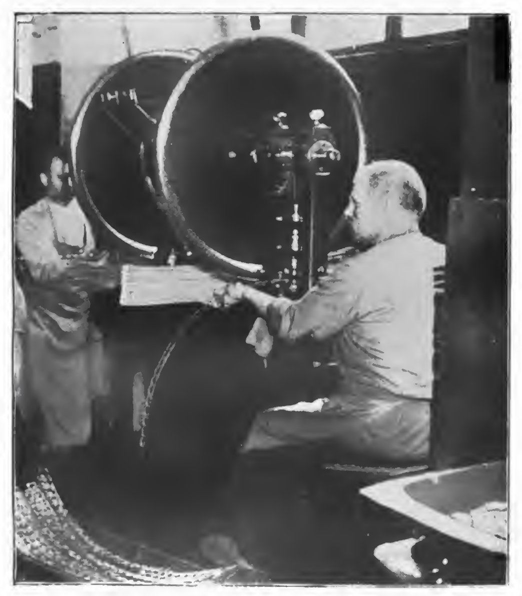
den also aus einer Legierung hergestellt, die neunzig Prozent reines Gold oder Silber und zehn Prozent reines Kupfer enthält. Diese Mischung gibt eine Gold- oder Silberbronze, die jedenfalls viel härter als das reine Edelmetall ist. Die Herstellung der Legierung erfolgt in kleinen Einsatzöfen, in denen ziemlich hohe, schmale Tiegel aus einer Mischung von feuerfestem Ton und Graphit stehen. Außen werden diese Tiegel mit Koks oder Gas beheizt,

im Inneren aber mit Gold- und Kupferstücken so gefüllt, daß die Schmelze später die richtige Zusammensetzung hat. Dabei muß man berücksichtigen, daß Kupfer in der hellen Rotglut von rund tausend Grad große Neigung zum Verbrennen und Oxydieren besitzt. Deshalb wird das Metall im Tiegel noch mit einer Schicht Kohlenpulver bedeckt gehalten, die den Luftzutritt zum Metall verhindert und sogar verbranntes Metall wieder reduziert, das heißt in den reinen Zustand zurückbringt.

Ist nun der Inhalt eines solchen Tiegels gut geschmolzen und verrührt, so geht es ans Gießen. Mit einer Schöpfkelle wird das flüssige Metall aus dem Tiegel genommen und in eine zweiteilige, eiserne Gußform gegossen. Der eine Arbeiter gießt, wie unsere erste Abbildung veranschaulicht, das Metall ein, ein zweiter steht mit Blasrohr und Streicheisen dabei, um alle Unreinlichkeiten, auch das auf der Metallfläche schwimmende Kohlenpulver, von der Form fernzuhalten, so daß diese sich nur mit reinem Metall füllt.

Die gefüllte Form wird nun abgekühlt und dann geöffnet. Man erhält aus ihr einen schmalen, dicken Metallstreifen, die sogenannte Zaine. Die Zainen kommen noch möglichst heiß in ein Walzwerk und werden, während sie immer neue und immer enger gestellte Walzen aus poliertem Hartstahl durchlaufen, allmählich zu Blechen ausgewalzt, die die genaue Dicke der anzufertigenden Münzen besitzen. Bei allen diesen Arbeitsprozessen wird das Metall beständig härter, man muß ihm daher von Zeit zu Zeit seine frühere Weichheit wieder verleihen, indem man die Stücke unter Luftabschluß bis zu beginnender Rotglut erhitzt und langsam abkühlen läßt. Dann kommen die Bleche in die Stanzerei. Hier stehen die Stanzmaschinen, die nach dem Prinzip des bekannten Soennecken-Brieflochers arbeiten. Das Blech liegt auf einer stählernen Unterlage, die eine runde Durchbohrung von der Größe der anzufertigenden Münze besitzt. Von oben her kommt mit großer Gewalt ein runder Stahlstempel, der genau in dieses Loch paßt, und stößt oder stanzt eine runde Platte aus dem Blech hinaus. Unsere nächste Abbildung zeigt diese Stanzarbeit. Die runden Plättchen fallen sofort in einen unter

dem Tisch befindlichen Sammelbeutel oder Kasten, die übrigbleibenden Blechteile werden sorgfältig gesammelt, genau gewogen und wandern dann in die Schmelze zurück. Die Materialkontrolle muß in diesem Betriebe sehr scharf sein, denn



Die Stanzmaschinen, die nach dem Prinzip der Brieflocher arbeiten, stoßen aus den Blechen runde Platten in der Größe der Münze aus.

ein Kilogramm Gold hat einen Wert von etwa zweitausendachthundert Mark, und das Verschwinden von auch nur hundert Gramm im Tag würde also bald einen beträchtlichen Fehlbetrag ergeben. Dem Arbeiter wird daher das Blech auf das Gramm genau zugewogen, und die von ihm gelieferten Münzplättchen sowie die Abfallbleche müssen wieder genau dasselbe Gewicht

ergeben. Trotzdem bleibt auch den ehrlichen Arbeitern noch recht viel Gold buchstäblich an den Fingern kleben. Sie müssen sich daher nach Beendigung der Arbeit gründlich waschen, das Waschwasser wird danach eingedampft und auf Gold verarbeitet.

Die fertigen Münzplättchen werden noch einmal weich gemacht, durch verschiedene Bäder gesäubert und auf Hochglanz poliert. Dann kommen sie in die Rändelmaschinen, die die noch glatten Vorder- und Rückseiten durch polierte Stahlstempel festhalten und den Rand bei Ein- und Zweimarkstücken mit Riffelwalzen bearbeiten, oder aber bei den Drei- und Fünfmarkstücken und den Goldmünzen eine Schriftprägung anbringen. In jedem Falle wird der Rand dabei ein wenig breitgestaucht. Die Rändlung oder Randprägung hat den Zweck, den Münzkratzern oder Münzbeschneidern das Handwerk zu legen, die sonst mit einem scharfen Schaber Metall vom Rande abkratzen würden.

Nun erst erfolgt die eigentliche Flächenprägung mit einem Schlage auf beiden Seiten. Die Plättchen werden auf dem Prägetisch, den uns die dritte Abbildung darstellt, in den sogenannten Prägering gelegt, in den sie genau hineinpassen. Sie ruhen dabei auf einem harten Stahlstempel, der die Prägung der einen Seite zeigt, natürlich im Negativ, so daß im Stempel alles tief ist, was auf der Münze erhaben werden soll. Dann fährt von oben her ein Stempel mit der Prägung der anderen Seite nieder, und mit einer Kraft von vielen Tausenden von Kilogrammen wird die Prägung aufgedrückt. Damit ist die Münze fertig. Sie zeigt jetzt den feinen, gleichmäßigen Glanz, den man als Stempelglanz zu bezeichnen pflegt und der von den Sammlern geschätzt wird. Es folgt nun noch eine Prüfung der einzelnen Münzen auf den Klang und auf genaues Gewicht. Für den letzteren Zweck sind überaus empfindliche, automatische Wagen gebaut worden, die selbsttätig prüfen und sortieren. Und dann kann das fertige Geld seinen Weg in die weite Welt antreten. Aus der Münze wandert es in die großen Banken oder in die Hände der Privatleute, die Gold zum Ausprägen an die Münze gaben. Von dort nimmt es seinen Weg in die



Mit einer Kraft von vielen Tausenden von Kilogrammen wird die Prägung auf beiden Seiten zugleich aufgedrückt.

Taschen der einzelnen. Was es auf seinem Weg alles erlebt, darüber schweigt das gleißende Metall, und doch könnte jede der Münzen, die wir achtlos in der Tasche tragen, und die vielleicht

schon seit vierzig und mehr Jahren im Verkehr sind, uns wohl recht viel von Menschenfreude und Menschenleid erzählen.

Aber auch die Vorgeschichte der Münzen ist nicht ohne Romantik. In den blanken Goldstücken mit den verschiedensten



Regal mit unverpackten Goldbarren im Werte von einer halben Million Mark, davor größere Silberbarren.

Jahreszahlen, die jetzt im Goldschatz der Reichsbank liegen, fließt sozusagen altes, vornehmes Blut. In einem Zwanzigmarkstück findet sich vielleicht einiges Gold, das die Spanier aus Amerika mitbrachten und zum erstenmal in Madrid ausprägten, und anderes, das mit dem Namen Karls des Großen um das Jahr 800 im Frankenlande kursierte, und vielleicht noch anderes, das

bereits einmal das Bild des Mazedonierkönigs Alexander, das seines Gegners Darius, ja vielleicht den Namen uralter ägyptischer Könige trug. Denn dieser uralte, zum Teil aus vorgeschichtlicher Zeit stammende Goldvorrat ist ja niemals ganz verloren gegangen. Nur einiges wurde, wie der Nibelungenhort oder der sagenhafte Schatz der Inka, auf Nimmerwiederfinden versteckt und verhohlen, der größte Teil aber unter wechselnden Königen und Staaten immer wieder neu eingeschmolzen und neu ausgeprägt.

Dazu kommt freilich unaufhörlich neuer Zufluß. Beständig arbeiten die Goldminen in Klondyke und Südafrika und liefern frisches, reines Barrengold in die alten Kulturstaaten. Hier finden wir sogar noch einen Anklang an die alte Gewichtswährung, im internationalen Verkehr der Großbanken sind diese Goldbarren ebenso wie Silberbarren ein vollwertiges Zahlungsmittel. Mit genauen Angaben über Reingehalt und Gewicht versehen, werden die Barren in massive Holzkistchen verpackt, wobei das einzelne, recht kleine Kistchen gewöhnlich einen Wert von hunderttausend Mark besitzt, und wandern als internationales Zahlungsmittel von Bank zu Bank, von Land zu Land und von Erdteil zu Erdteil. Unsere letzte Abbildung zeigt solche unverpackte Goldbarren mit ihren Zertifikaten im Regal einer Bank, während davor größere Silberbarren liegen. So behalten die Barren oft Jahre hindurch ihre rohe Gußform, wandern in dieser Zeit wohl um die ganze Erde, bis endlich einmal auch ihre Stunde schlägt und sie für die Münze reif werden.

Für zwei Menschen paßt selten dasselbe Maß. — Seit frühester Jugend von seinem Vater musikalisch erzogen, begann Mozart seine Laufbahn als „Wunderkind". Niemals verlor er seine ausgesprochene Abneigung gegen diese Art frühzeitig ausgebildeter Kinder. In einer Gesellschaft bat man ihn, einen kaum Fünfzehnjährigen, dessen musikalische Begabung als höchst außergewöhnlich angesehen wurde, ihm vorstellen zu dürfen. Mozart hörte das Spiel mit an; vorher hatte er versprochen, trotz seiner nicht unbekannten Abneigung, seine ehrliche Meinung über das Können des Knaben auszusprechen. Als das Spiel

beendet war, sagte er, an Talent fehle es nicht und mit dem nötigen Fleiß könne wohl einst etwas Tüchtiges erhofft werden. Damit war der Jüngling nicht zufrieden. Er wollte gerne, wie es von Mozart bekannt war, auch komponieren, wisse aber nicht, wie das zu machen sei. Mozart sagte beschwichtigend und ausweichend: „Liebes Kind, werden Sie nur erst etwas älter!" und bekam zur Antwort: „Sie haben aber doch schon mit dreizehn Jahren komponiert." Der Meister erwiderte lächelnd: „Allerdings, aber ich brauchte auch niemand zu fragen, wie das anzufangen sei." A. Sch.

Hexen im Kriegsdienst. — Während zur Zeit des krassesten Hexenglaubens allen der Zauberei Verdächtigen Folter und Scheiterhaufen bevorstand und von Anerkennung magischer Künste nicht die Rede ist, machte die Anstellung von vier Hexen anläßlich des Krieges zwischen Schweden und Dänemark, als Erich XIV. gegen Friedrich II. zu Felde zog, von der allgemeinen Regel eine Ausnahme. Es wurde damals von dänischer Seite berichtet: „Der König von Schweden habe nicht vergessen, wider den König von Dänemark vier alte zauberische Weiber mit umzuführen, die den Feind bezaubern sollten, daß sie gegen die Schwedischen nicht siegen, und ihnen keinen Schaden zufügen möchten: Dergleichen die in der Stadt sich nicht wehren, sondern dieselbe aufgeben müssen. Und soll ein Reuter des Grafen Günther von Schwarzenburg eine von solchen Zauberinnen gefangen haben, welche solches bekannt, und daß man rings auf dem Wege um die Straße in Sümpfen und Brunnen lang ausgezogene Fäden, gar weiß, daran vier hölzerne Creutzer und andere Charakteres gehangen, gefunden." So berichtet die alte Chronik. A. Sch.

Die Schneider von Pensa. — Tief im Innern Rußlands liegt die Gouvernementsstadt Pensa, wohin man nach dem Zusammenbruch der Napoleonischen Armee im Jahre 1812 gefangene Franzosen wie auch Deutsche brachte, die mit nach Rußland hatten ziehen müssen. Die Deutschen fanden dort einen Landsmann, der sich mit beispielloser Aufopferung ihrer annahm. Es war der Schneider Franz Anton Egetmeier aus

Bretten im Großherzogtum Baden. Einer seiner Schützlinge erzählte nach der Heimkehr dem Dichter J. P. Hebel davon, und der schrieb das warmherzige Geschichtlein vom „Schneider in Pensa", das zunächst im „Kalender des Rheinischen Hausfreundes auf 1815" erschien und später ins „Schatzkästlein" aufgenommen wurde. Der wanderlustige Schneider hatte sich in Petersburg in ein russisches Kavallerieregiment einreihen lassen; „bald mit dem Schwert, bald mit der Nadel stechend", drang er bis Pensa vor, blieb dort und gründete sich eine geachtete bürgerliche Existenz. Als nun durch den Krieg badische Offiziere an diesen seinen Wohnort verschlagen wurden, kannte er keine größere Freude, als seine Landsleute, die „über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost" bei ihm anlangten, in rührendster Weise zu pflegen. Er machte ihnen neue Kleider, verschaffte ihnen gute Quartiere, sorgte für Zerstreuungen und anderes mehr. Als die Gefangenen endlich heimkehren durften, fehlte es an Zehrgeld für den weiten Weg: Schneider Egetmeier verkaufte sein Haus für 2000 Rubel, und das Geld war da. Seine „Kinder", wie er seine Landsleute nannte, machten den Verkauf rückgängig; da verschaffte er ihnen auf andere Weise Geld und schenkte ihnen alles, was er an Pelzwerk besaß, damit sie unterwegs Nahrungsmittel dafür eintauschen konnten. Daß die glücklich Heimgekehrten in der Heimat ihn nicht genug rühmen konnten, ist selbstverständlich. Im Sommer 1814 verlieh ihm der Großherzog von Baden die goldene Zivilverdienstmedaille. Am 13. Januar 1816 gelangte sie in seinen Besitz, was er seinen Freunden in der Heimat in einem von kindlicher Freude überströmenden Briefe anzeigte. Durch diese Ehrung und vor allem durch Hebels Geschichtlein war „Der Schneider in Pensa" eine volkstümliche Gestalt geworden.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber gab es damals in Pensa zwei wackere deutsche Meister von der Schere, die in Wohltaten gegen ihre Landsleute wetteiferten. Dreißig Jahre nach jenen kriegerischen Ereignissen veröffentlichte ein westfälischer Förster seine Erinnerungen aus jener Zeit unter dem Titel „Förster Flecks

Kriegsfahrt und Gefangenschaft in Rußland 1812 bis 1814"; die Schrift wurde in unseren Tagen neu herausgegeben. Fleck kam mit gefangenen Kameraden nach Pensa und hörte dort von einem Schneider Ahlsdorf, der zugleich Inhaber des besten Gasthofes sein sollte und der sich in der aufopferndsten Pflege der Deutschen, die durch die Stadt kämen, nicht genug tun könne. Neben ihm bemühe sich ein deutscher Schuhmacher namens Kracht trotz seiner dürftigen Lage auf das eifrigste um sie.

„Der ehrliche Schneider, den ich alsbald aufsuchte," schreibt Förster Fleck, „war über die Maßen froh, wieder einem Landsmann helfen zu können. Er erquickte mich mit Speise und Trank und lud mich ein, bei ihm zu essen, wenn es mir recht wäre. Meine Garderobe gefiel ihm auch nicht. Er ließ sie sofort durch seine Leute aufbessern und erneuern. Auch Kracht lud mich nach seinem Hause ein und besorgte mir für billiges Geld gutes Schuhwerk. Die beiden guten Menschen boten alles auf, uns den Aufenthalt in Pensa angenehm zu machen. Sie veranstalteten kleine Festlichkeiten, und wir tranken mit ihnen auf das Wohl des deutschen Vaterlandes; sie machten Schlittenfahrten mit uns in die Umgegend. Sie wußten immer die neuesten Nachrichten über die Siege der Verbündeten, über Napoleons Zurückweichen, über die Möglichkeit des nahen Friedens, und sie jubelten mit uns, daß sich die Zeit unserer Erlösung nahe."

An einem Februartage konnten die Gefangenen endlich die Heimreise antreten. Ahlsdorf und Kracht begleiteten sie dreißig deutsche Meilen weit und kehrten dann schweren Herzens um.

„Dem biederen Schneider," so fährt Fleck fort, „sollen später alle Wohltaten, die er uns erwiesen hat, reichlich vergolten worden sein. Auf Veranlassung der badischen Offiziere soll ihn Kaiser Alexander mit dem Verdienstorden ausgezeichnet, ihn in den Adelstand erhoben und ihm ein Landgut mit fünfhundert Leibeigenen geschenkt haben. Möge es so sein! Wenn jemand eine solche Auszeichnung verdient hat, so ist es der ‚Schneider von Pensa in Asien'." —

Wer diesen Abschnitt in dem Fleckschen Erinnerungsbüchlein mit der Hebelschen Erzählung vergleicht, der mag zunächst den

Eindruck haben, daß es sich bei den Schneidern Egetmeier und Ahlsdorf um ein und dieselbe Persönlichkeit handelt und daß Förster Fleck sich vielleicht nur im Namen geirrt habe. Professor Doktor E. Schröder-Göttingen ging der Frage nach und kam zu dem Ergebnis, daß es allem Anschein nach tatsächlich zwei deutsche Schneider in Pensa gegeben hat, die sich so rühmlich hervortaten. Was den Gelehrten vor allem in dieser Meinung bestärkte, ist die namentliche Anführung eines Pensaer Schneiders Ahlsdorf, die er im „Morgenblatt für gebildete Stände" aus dem Jahre 1816 entdeckte. Dort erschien nämlich ein ausführliches Charakterbild, betitelt: „Franz Anton Egetmeyer, Schneidermeister in der russischen Stadt Pensa," das von dem Gewährsmann Hebels verfaßt war. Am Schlusse dieser Lobeshymne aber steht zu lesen:

„An den Rand dieses Denkmals zeichnen wir die Namen Sickof, Aglmeie, zweier russischer Familien, und des Doktors Serimann und des Schneiders Ahlsdorf, zweier in Pensa lebender Deutscher hin. Ihre preiswürdigen Bemühungen um die Gefangenen in Pensa verdienen solche Stelle." K. v. J.

Die Körpergröße des deutschen Soldaten. — Das „Königlich Preußische Statistische Landesamt" hat vor nicht langer Zeit über die Durchschnittsgröße des deutschen Soldaten Ermittlungen angestellt, die je nach Waffengattung, Rang und Heereskontingent sehr bemerkenswerte Unterschiede ergaben. Während nach diesen Untersuchungen die durchschnittliche Körpergröße des deutschen Soldaten überhaupt 167,74 Zentimeter beträgt, erhöht sich das Normalmaß bei der Fußartillerie auf 172,31 Zentimeter und bei der Marine auf 168,86 Zentimeter, sinkt dagegen bei der Hauptwaffe, der Infanterie, auf 167,18 Zentimeter herab. Die Einjährig-Freiwilligen überragen im Durchschnitt die Unteroffiziere um drei, die Soldaten des Mannschaftsstandes um vier Zentimeter; doch dürfte sich während des Krieges das Verhältnis zu ihren Ungunsten verschoben haben. Von den deutschen Armeekontingenten hat das größte Durchschnittsmaß das preußische mit 167,93 Zentimeter (bei der Garde 173,73 Zentimeter); der

Reihe nach folgen sodann das württembergische Heereskontingent mit 167,25 Zentimeter, das bayrische mit 166,82 Zentimeter und das sächsische mit 166,49 Zentimeter.

Bei den einzelnen Staaten und preußischen Provinzen ergab sich hinsichtlich der Durchschnittsgröße der dort geborenen Militärpersonen die nachstehende Reihenfolge:

Großherzogtum Oldenburg	169,78	Zentimeter
Provinz Schleswig-Holstein	169,67	"
Großherzogtum Mecklenburg-Strelitz . .	169,67	"
Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin .	169,31	"
Provinz Westfalen	168,99	"
Provinz Hannover	168,99	"
Freie und Hansastadt Hamburg	168,93	"
Provinz Pommern	168,75	"
Fürstentum Waldeck	168,65	"
Herzogtum Braunschweig	168,40	"
Provinz Rheinland	168,33	"
Fürstentum Schaumburg-Lippe	168,23	"
Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt . .	168,21	"
Provinz Ostpreußen	168,21	"
Provinz Westpreußen	168,19	"
Stadtkreis Berlin	168,18	"
Fürstentum Lippe	168,07	"
Provinz Hessen-Nassau	168,05	"
Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen .	167,85	"
Großherzogtum Sachsen-Weimar . . .	167,83	"
Reichsland Elsaß-Lothringen	167,78	"
Provinz Brandenburg	167,62	"
Großherzogtum Hessen	167,60	"
Provinz Posen	167,43	"
Herzogtum Sachsen-Meiningen	167,40	"
Großherzogtum Baden	167,40	"
Herzogtum Sachsen-Koburg-Gotha . .	167,31	"
Herzogtum Anhalt	167,27	"
Königreich Württemberg	167,26	"
Provinz Sachsen	167,24	"

Fürstentum Reuß j. L.	167,19	Zentimeter
Fürstentum Reuß ä. L..	166,95	"
Königreich Bayern	166,78	"
Herzogtum Sachsen-Altenburg	166,64	"
Provinz Schlesien	166,61	"
Königreich Sachsen	166,39	"

Dr. A.

Vergessene Inseln. — Während auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs um den künftigen Anteil der Mächte an den Ländern der Alten Welt gerungen wird, gibt es noch weite Gebiete, auf die sich bisher — selbst in Friedenszeiten — keines Staates Landhunger erstreckte. Das ist nicht weiter verwunderlich. Gehen wir um eine Generation zurück, so finden wir fast den ganzen afrikanischen Erdteil noch in herrenlosem Zustand. Es sprachen eben damals weder politische und militärische, noch wirtschaftliche und Verkehrsgründe laut genug, um eine Erwerbung afrikanischer Kolonien besonders erstrebenswert erscheinen zu lassen. Die selben Ursachen haben den heute noch unbesetzten Gebieten auf der Erdoberfläche bisher ihre Unabhängigkeit erhalten.

So leben gegenwärtig die nördlichsten Menschen der Erde, die Eskimo, bei Etah am Smithsund in Westgrönland (78° 30′ nördlicher Breite) immer noch außerhalb jedes Staatsverbandes. Das Machtgebiet der dänischen Verwaltung erstreckt sich nur bis zur Station Angmagsalik in Ostgrönland (65° 30′ nördlicher Breite). Dem Namen nach ist also alles Land nördlich davon frei. Allerdings haben die Grönlandforscher, um Dänemarks Empfindlichkeit zu schonen, bisher Bedenken getragen, die Flagge eines anderen Staates in diesen herrenlosen Regionen zu hissen, und als vor zehn Jahren Herzog Philipp von Orleans ein Stück der von ihm erkundeten ostgrönländischen Küste nördlich von Kap Bismarck „Terre de France" nannte, erhob sich in Dänemark sofort heftiger Widerspruch, so daß der Name jenes Küstenstrichs in „Terre du Duc d'Orleans" umgetauft werden mußte, was wenigstens nicht nach einer Besitzergreifung durch Frankreich aussah. Aber tatsächlich hat der dänische Staat ebensowenig

und ebensoviel Anspruch auf diese Gebiete wie jede andere Macht.

Nicht viel länger ist es her, daß die Regierung von Kanada im Namen der englischen Krone ihre Hand nach den Parry-inseln ausstreckte. Zur Zeit ihrer Entdeckung waren diese Inseln zwar von den britischen Polarfahrern für England in Anspruch genommen worden. Staatsrechtlich waren sie jedoch unabhängiges Gebiet, in dessen Jagdgründen die Eskimo nach Willkür hausten. Dieser paradiesische Zustand nahm freilich ein Ende, als der Walfischfang im Archipel zum einträglichen Geschäft wurde und die Gefahr nahe lag, daß andere Staaten die Ausübung der dortigen Fischereirechte für sich in Anspruch nehmen könnten. Da erklärte denn die kanadische Regierung die ganze Inselgruppe schleunigst als britisches Gebiet. Aber die Oberhoheit Kanadas blieb nicht ganz unbestritten, da Sverdrup im Namen Norwegens und Peary im Namen der Union gleichfalls an verschiedenen Punkten jener Küstenstriche die Besitzzeichen ihrer Staaten aufgerichtet hatten.

Völlig herrenlose Länder sind heute noch Spitzbergen und Franz-Josefs-Land. Die zahlreichen Touristen, die in Friedenszeiten nach Spitzbergen reisen, haben bisher noch nie einen Paß benötigt; denn es ist keine Behörde da, die das Recht hätte, danach zu fragen. Und als Julius Payer im Jahre 1874 auf Franz-Josefs-Land am zweiundachtzigsten Breitegrad die Flagge Österreich-Ungarns hißte, erklärte er ausdrücklich, daß diesem Akt keinerlei völkerrechtliche Bedeutung zukomme. Auch die späteren Erforscher jener Inselgruppen machten niemals irgendwelche Besitzrechte geltend. Ebenso ist der riesige Südpolarkontinent bis auf den heutigen Tag noch keiner Staatsoberhoheit untertan, obgleich seit seiner ersten Erforschung durch den Norweger Borchgrewink mehr als zwanzig Jahre verflossen sind. Deutsche, Engländer, Belgier, Schweden, Argentinier und Franzosen haben seitdem ihren Fuß auf die riesige Eisscholle gesetzt und die Namen ihrer Staatsoberhäupter an verschiedenen Stellen der Küste

verewigt; zu einer tatsächlichen Besitzergreifung ist es nirgends gekommen.

Daneben gibt es aber noch eine ganze Anzahl anderer Inseln, auf die bisher keine Macht Anspruch erhoben hat: aus dem einfachen Grunde, weil eine Bewohnerschaft von Seevögeln und Robben nicht die richtige Gewähr für eine fruchtbare Anlage von Kolonialkapitalien zu bieten vermag. Das gilt beispielsweise für zahlreiche Inselgruppen im Süden des amerikanischen Festlandes, wie die Süd-Sandwichinseln, die Süd-Orkneys, die Süd-Shetlandinseln und Süd-Georgien. Auf den Süd-Orkneys existiert allerdings eine meteorologische Beobachtungsstation der argentinischen Regierung; ob sich aber aus dem Bestehen dieses wissenschaftlichen Instituts ein Besitztitel herleiten läßt, ist mehr als fraglich. Auch für Diego Alvarez und die Bouvetinsel in der südlichen Atlantis hat sich bisher noch kein berechtigter Anwärter gefunden. England erhebt zwar — wie auf so vieles andere, was ihm nicht zusteht, — Anspruch auf das erstgenannte Eiland; aber selbst britische Forscher mußten zugeben, daß dieser Anspruch jeder rechtlichen Grundlage entbehrt.

Im südlichen Teil des Indischen Ozeans harren zahlreiche Inseln noch ihres Besitzers: so die südöstlich der Kerguelengruppe gelegene Heardinsel, die nur vorübergehend von Robben- und Walfischjägern aufgesucht wird. Eine im wesentlichen noch unberührte Welt ist Possession, die größte der weiter westlich gelegenen Crozetinseln. Als im Jahre 1901, gelegentlich der Landung der deutschen Südpolarexpedition, zum erstenmal menschliche Lebewesen die Insel betraten, kamen ihnen die dort hausenden Tiere voll Vertrauen und ohne jede Spur von Furcht entgegen, weil sie die Gefahren des Umgangs mit Menschen noch nicht kennen gelernt hatten. Südwestlich von Tasmania liegt eine Inselgruppe — die Royal-Company-Inseln — für die sich bisher so wenig Interesse zeigte, daß nicht einmal noch ihre Lage genau festgestellt werden konnte. Auch die Doughertyinsel — unter 60° südlicher Breite, zwischen Neuseeland und der Südspitze Amerikas gelegen — lockte noch

keine Kolonialmacht an. Den landhungrigen Japanern dürften schließlich einige noch unbewohnte Inseln im nördlichen Teil des Stillen Ozeans zufallen: so die Schjetmansinsel zwischen der Marshall- und Hawaiigruppe und ferner die Marrus- und die Gangesinsel östlich der Boningruppe. In der Tat dürfte gerade das Reich der aufgehenden Sonne mit seiner stark wachsenden, anspruchslosen Überbevölkerung und seinem zähen Siedlungswillen noch am ehesten geneigt sein, dem Dornröschenschlaf der heute noch herrenlosen Länder ein Ende zu bereiten. Dr. A.

Das Berufsgedächtnis. — Unser Beruf, unsere Lebensarbeit bringt in jahre- und jahrzehntelanger, tagtäglicher Wiederholung dem einen diese, dem anderen jene Dinge vor Augen oder Ohren, und diese Berufsdinge prägen sich darum dem Gedächtnis sozusagen unauslöschlich ein. Mit erstaunlicher Treue können sie selbst im kranken Gehirn haften bleiben, dessen Gedächtniskraft für anderes schon überaus schwach geworden ist. Leute, die an progressiver Paralyse, der sogenannten Hirnerweichung, litten und deren Gedächtnisvermögen im allgemeinen auf ein Fünftel des Normalen zusammengeschrumpft war, leisteten, wie das Experiment ergab, immer noch Überraschendes, sobald Berufliches in Frage kam. So erwähnt der Züricher Professor Artur Wreschner in seiner Schrift über das „Gedächtnis" einen Kriminalpolizisten, der trotz seiner schweren geistigen Erkrankung für das Wiedererkennen von Porträts ein fast normales Gedächtnis besaß. Ein tadelloses Zahlengedächtnis fand man bei einem Kaufmann und einem Kellner, ein sogar übernormales Farbengedächtnis bei einem Anstreicher. Und doch zeigten alle diese Kranken einen fast völligen Schwund des Gedächtnisses, sobald man Versuche mit anderen Lernstoffen anstellte. K. v. J.

In Erntenot. — „Nun geht mit Gott, tut euere Pflicht als brave Pommern, die sich immer noch durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet haben. Ihr kämpft da draußen gegen den Feind, wir bekämpfen hier dessen schändlichen Aushungerungsplan. So steht jeder Deutsche auf seinem Platz."

Mit kräftigem Händedruck entließ der Herr des großen Ritterguts Mühlenkamp seine Leute: den Pferde-, den Schweinefütterer und noch einige junge Knechte.

Das Telephon hatte schon einigemal geklingelt. Jetzt schrie es förmlich hinein in den Abschied des Herrn von seinen Arbeitern, die sich rasch entfernten. Ihr Herr hatte keine Zeit mehr für sie, das wußten sie. Wußten, wie er schaffte, daß die Ernte rechtzeitig hereingebracht wurde, daß nichts umkam, damit die Städter nicht auf ihr Brot, ihre Kartoffeln warten mußten.

„Mühlenkamp," rief der Herr am Telephon.

„Landratsamt," tönte es zurück.

„Ah — bitte —"

„Die von Ihnen erbetenen dreißig russischen Gefangenen werden um vier Uhr bei Ihnen eintreffen."

„Schön — gut. Danke."

Es war alles vorbereitet zum Empfang der feindlichen Ankömmlinge. Ein Ochse geschlachtet, eingesalzen; das Fleisch hielt eine Weile vor. Dann kam ein Schwein dran.

Bei dem Gedanken seufzte der Herr von Mühlenkamp. Die Schweinefütterung machte überall Sorge. Ohne Schrot, allein von Kartoffelfütterung wurden sie nichts. Aber die Städter mußten Brot haben, dafür mangelte das Fleisch, das Fett.

„Die Landwirte wissen ganz genau, was nottut, aber man glaubt ihnen nicht," sprach er jetzt auch wieder zu seiner Frau, als er mit ihr durch das Knechtehaus ging, um noch einmal nach dem Rechten zu sehen.

Mit ihren drei Wachmännern, strammen, blonden, blauäugigen pommerschen Landsturmleuten, hielten die dreißig Gefangenen, Päckchen unter dem Arm, ihren Einzug auf Mühlenkamp. Es waren junge, kräftige Russen mit tiefernsten Gesichtern, mit dunklen, oft weichen, schwermütigen Augen.

Die Mägde steckten die Köpfe zusammen und sprachen eifrig hinter dem Flurfenster versteckt.

„Sie sehn gor net so schlimm ut, man könnt et kaum denken, dat die so in Ostpreußen huſt hätten."

„Du, dat sind die Kosaken west, dat sin die wilden Horden, die Mordbrenner west, dat sin ganz andere, wie dies Russen hie, die wullten gar keen Krieg nisch," belehrte das Stubenmädchen die beiden Melkmädchen, die mit großen ängstlichen Augen zu den Russen hinüberäugten.

„Awer Angst häw i doch," sprachen wie aus einem Munde die Mädchen und schüttelten sich, lachten auch schon wieder und schauten voll Freude auf die Feldgrauen, die mit ihren Gewehren ganz so aussahen, daß die dreißig Russen in Ordnung zu halten ihnen ein kleines war.

Der Gefreite meldete: „Et sin gute Arbeiter."

„So sollen sie es auch gut haben," betonte der Herr von Mühlenkamp, der jeden einzelnen musterte, der an ihm vorüberschritt. Einige fielen ihm auf, die fest seinen Blick erwiderten, die stolz, gerade sich hielten, deren Lippen fest geschlossen waren, wie von Leid zusammengepreßt.

Am Sonntag tönte der Sang der gefangenen Russen aus dem Knechtehaus, in dem sie ihre Lagerstätten hatten, hinaus über das schöne Pommerland, mit seinen weiten fruchtbaren Feldern, seinen Äckern, seinen noch im Herbst buntblumigen Wiesen, auf denen in der Mittagsonne die bunten Kühe weideten, die jungen Fohlen Klee suchten als leckere Abwechslung zwischen ihrer mageren Stallfütterung im Krieg.

Eintönig, schwermütig antwortete der Chor auf die Strophen des Vorsängers, die wie eine Beschwörung klangen. Der Herr von Mühlenkamp und seine Gattin lauschten, und die Mägde, die nicht gerade ihren Ausgang hatten, hörten aus sicherem Versteck zu.

„Die Worte möcht' ich kennen."

„Besser du weißt sie nicht," gab die Gutsfrau ihrem Gatten zur Antwort. „Die Hauptsache ist, sie tun ihre Pflicht, sie arbeiten brav. Ich möchte ihnen wohl gern etwas Gutes tun dafür, aber fühlen müssen sie es doch, daß sie unsere Feinde sind."

„Feinde, die wir besiegt, die wir uns unterjocht haben. Wissen möchte ich wohl, was sie jetzt denken, über ihr Land, über ihre Russenwirtschaft und über die unsere. Klug genug sehen sie aus, besonders zwei von ihnen, die großen dunklen Kerls mit den wehmütigen Augen. Denen geht's höllisch nah, die empfinden es tief; sie machen den Eindruck gebildeter Menschen. Aber grad die beiden sind die besten; sie spornen ihre Kameraden an, sie wollen zeigen, daß sie doch was wert sind."

Diese beiden Gefangenen zog der Herr von Mühlenkamp zur Arbeit im Garten heran. Wenn sie so weiter tüchtig blieben, wollte er dem einen, dessen kräftige, aber schlanke Hände sich bei jeder Gelegenheit instinktiv nach den prächtigen Fohlen ausstreckten, der die tragenden Vollblutstuten mit aufleuchtenden Blicken liebkoste, die Pferdefütterung anvertrauen. Der andere sollte sich um die zahlreichen Schweine annehmen.

In der breiten Parkallee säuberten die beiden Gefangenen, die Mühlenkamps besonderes Vertrauen genossen, den Weg vom Laub der über hundert Jahre alten Bäume, das wie leise rauschender Regen fiel. Rot, gelb, kupfern, in allen Tönen flatterten die Blätter herab wie sterbensmüde bunte Vögel. Im Obstgarten pflückte der junge Gärtnerbursche die letzten Gravensteiner. Goldige, rotbäckige, selten große, schöne Stücke.

Die Gutsfrau von Mühlenkamp freute sich staunend der reinlichen, so überraschend schnell und gründlich gesäuberten Wege. Das war doch gar nicht Russenart. Da stieß sie bei einer Wegbiegung auf die beiden Gefangenen, die eifrig bei ihrer Arbeit waren. Als sie die Herrin bemerkten, standen sie stramm, und der eine, der neigte sich tief, wie ein Mann aus guten Kreisen. Da konnte sie nicht anders: sie reichte den beiden ein halbes Dutzend ihrer köstlichen Äpfel.

Stumm, stolz, tiefernst blickten sie in ihre blauen Augen; sie suchten den Menschen, sie dankten dem Menschen, der ihnen Gutes erwies.

Aber sie dankten es noch in ganz anderer Art.

Eines Morgens ritt der Herr von Mühlenkamp seinen feurigen Vollbluthengst, seinen Zuchthengst, der Bewegung brauchte.

Er galoppierte mit ihm über die Felder, in denen eifrig gebuddelt wurde.

Die beiden Russen, die meist zusammen steckten, schleppten schwere Eisenschienen der Feldbahn herbei, auf denen die Wagen heranfuhren, um die Hunderttausende Zentner Zuckerrüben und Kartoffeln nach dem Güterbahnhof zu bringen.

Der Herr von Mühlenkamp parierte seinen Hengst. Da flog eine Schar Krähen mit eklem Gekreisch auf. Der erschreckte Hengst bäumte sich, stieg kerzengerade in die Höhe. Der Reiter riß ihn jäh am Zügel herunter. Da überschlug sich das geängstigte Tier. Roß und Reiter lagen am Boden, dicht an dem Haufen mächtiger Feldsteine, die zum Zerkleinern für die Wegebesserung bereitlagen.

In großen Sätzen sprangen die Russen herbei. Der eine riß das Pferd empor, das auf dem Bein des Reiters lag, der andere beugte sich über den Herrn, der ihm zu Füßen lag, unfähig sich zu rühren. Sein Fuß schien gebrochen. Mit einem einzigen klaren Blick übersahen die Russen die Lage des Reiters. Sie sprachen kurze, rasche Worte; ihre Blicke hafteten an dem Haufen mächtiger Feldsteine. „Wenn der Reiter nur einen halben Meter weiter nach rechts gestürzt wäre, läge er jetzt mit zerschelltem Haupte da," — das sagten ihre Mienen. Auch seine Blicke hafteten an dem Gestein, dann wieder wie gebannt in den jäh aufblitzenden Augen der Russen, die wie Magnete ihn anzogen und festhielten. Er fühlte es: er war in ihrer Gewalt. In Feindesgewalt. Wenn sie ihn jetzt nahmen, ihm das Haupt zerschmetterten?

Kein Zeuge nahe. Er allein mit ihnen. Angst packte ihn im Genick. Vergebens mühte er sich aufzustehen. Keuchend atmete er, stöhnte vor Schmerz, den der gebrochene Fuß ihm verursachte.

Er blickte suchend umher. Die anderen Arbeiter waren weit, den Wachleuten verdeckten wenige Bäume den Blick gerade auf die Stelle des Unglücks.

Günstig war der Augenblick für die beiden Gefangenen, Rache zu nehmen an einem Feind, einem Deutschen.

Sie tauschten Blicke, in denen es glühte. Leises, heißes Flüstern des einen zum anderen. Aber dann beugten sie sich mit einem Lächeln der stolzesten Befriedigung zu dem gestürzten Reiter, sie griffen ihm sanft unter die Arme, sie hoben ihn auf. Aber stehen konnte er nicht, er brach in sich zusammen. So ließen sie ihn sanft nieder auf einen der großen Feldsteine.

Der scheue Hengst war fortgerast, aber nicht heimwärts, nicht dem Stalle zu, sondern hinaus in die freie Weite. Das sahen die anderen und begriffen, daß ein Unglück geschehen war. Die Russen riefen, winkten. Nun drängte man heran, dem Herrn zu helfen, streckten sich alle Hände aus.

Auf dem Antlitz der beiden lag es leuchtend, strahlend, als der Herr von Mühlenkamp ihnen herzlich die Hände drückte und warme Worte sprach, die sie nicht verstanden, aber deren Sinn sie tief empfanden.

Die drei Männer wußten, was dieser kurze Augenblick der Todesgefahr für sie geworden war. Sie fühlten alle drei das große, eine, machtvolle Band, das die Menschheit umschlingt, die daran festhält, daß ein Wehrloser geheiligt ist.

„Mutting, die Blicke vergesse ich nie, mit der die beiden Gefangenen die Entfernung maßen von meinem Kopf bis zu den Steinen am Wege. Ich habe in Feindesaugen geschaut — und das vergißt keiner, der es erlebt." Maria Anne Felsberg.

* **Was die Italiener nicht haben.** — Zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts äußerte sich Wilhelm v. Lüdemann über den Charakter des Italieners: „In diesem Volk ist schöne Ursprünglichkeit lebendig, geistige Erwecktheit, Gefühl für Anmut und Schönheit, natürliche Grazie und Anlage zu manchem Guten. Was es aber nicht besitzt, ist: Tatkraft, Selbstbeherrschung, Tiefe, Geist der Ordnung, es besitzt nicht die Fähigkeit, seiner Schlaffheit durch wahrhaft tätiges Leben Herr zu werden, es wird erleben, daß irgend eine Nation diese Erkenntnis seines schwachen Charakters zu seinem Schaden mißbrauchen wird." Italien hat seinen „Bundesgenossen" in England gefunden.

Wirklich gute Aprilscherze, die einem findigen Kopf entspringen, sind selten. Dafür verfehlen sie auch nicht ihren

Zweck, selbst kluge Leute einmal wirklich zum Narren zu halten. Am 1. April 1860 wurden den Einwohnern Londons Einladungskarten, nur für zwei Personen gültig, ins Haus gebracht, zur Waschung eines weißen Löwen im Tower. Ganz London erschien und nahm es nicht übel, als sich rasch genug herausstellte, daß man Abertausende in den April geschickt habe.

Der „Frankfurter Generalanzeiger" brachte in seiner Nummer vom 31. März die Mitteilung, der bekannte reiche Herr X sei gestorben und hätte in seinem Testament bestimmt, da er selbst ein Frühaufsteher gewesen sei, daß sein nach Millionen zählendes Vermögen an alle Frühaufsteher verteilt werden solle. Wer sich am 1. April früh fünf Uhr im Stadtwäldchen zu Fuß pünktlich einfinde, hätte mit Anspruch auf die Erbschaft. Das Stadtwäldchen war am 1. April frühzeitig von Tausenden von Frankfurtern besucht. Jeder war ob der zu erhoffenden Erbschaft ein Frühaufsteher geworden. Aber außer einem Morgenspaziergang mit gesundem Appetit brachte dieser Aprilscherz nichts ein.

Ein in Zürich lebender wohlhabender Bürger, der sein steuerpflichtiges Einkommen seit Jahren mit vierzigtausend Franken angegeben hatte, erhielt von seinen Freunden als Aprilscherz ein Schreiben, worin ihm unter Drohung einer Anzeige mitgeteilt wurde, sofort der Behörde sein wirklich steuerpflichtiges Einkommen anzugeben. Der Empfänger des Briefes glaubte tatsächlich, daß er eine amtliche Aufforderung erhalten habe, und gab nun unter vielen Begründungen dem Steueramt bekannt, daß sich sein Einkommen in letzter Zeit auf achtzigtausend Franken erhöht hätte. Die Steuerbehörde war über den ehrlichen Sinn des Bürgers sehr erfreut, was nicht in gleichem Maße von ihm selbst gemeldet werden kann, der einige Tage später von seinen Freunden gefragt wurde, was er denn eigentlich zu ihrem Aprilscherz sage.

A. Mello.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Karl Theodor Senger in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.





